Christinen's Mißgriff.

Erster Band.

Christinen's Mißgriff.

Von

der Verfasserin von „John Halifax".

[Dinah Maria Mulock]

Aus dem Englischen

von

Sophie Verena.

Autorisirte Ausgabe.

Bei den geheimnißvollen, wunderbaren Schickungen des menschlichen Lebens liegt oft ein Trost in dem Glauben, daß unsere Irrthümer, Mißgriffe, ja selbst unsere Sünden zu einem Werkzeuge werden können, unsere Erziehung für die Unsterblichkeit zu vollenden.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1865.

Erstes Kapitel.

„Ich denke, so wird es recht sein; hören Sie zu, meine Liebe!“

Und in einem geheimnißvollen Flüstern begann die gute Frau Ferguson, die Gattin des wohlangesehenen Goldschmieds und Juweliers James Ferguson in Avonsbridge, von einem Blatte Papier in ihrer Hand Folgendes abzulesen:

„Am 21. dieses Monats wurden in der Universitätskirche in Avonsbridge Se. Ehrwürden Herr Arnold Grey, Doctor und Rector vom St. Bede's Collegium in Avonsbridge, mit Fräulein Christine Oakley, einzigen Tochter des verstorbenen Edward Oakley Esq. ebendaselbst, durch Se. Hochwürden John Smith ehelich verbunden.“

„Ist es so recht? Dann wird James es sogleich an die Times schicken.“

„Bitte, fragen Sie erst Doctor Grey!“ entgegnete die Angeredete, Christine Oakley.

Beim Tone dieser Stimme wandte Doctor Grey sich um. Er hatte bis jetzt am Fenster gelehnt und sich mit Herrn Ferguson unterhalten, oder besser, er hörte achtlos auf das Gespräch des Letzteren, das nur vom Wetter

handelte, denn es war ein trüber Decembertag mit heftigem Schneetreiben.

Der gegenwärtige Augenblick, eine halbe Stunde nach der Trauung, nach seiner zweiten Heirath, ist wohl kein besonders günstiger, um Doctor Grey zu beschreiben; so genüge es, zu erwähnen, daß er ein Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren war, von schmächtiger, mittelgroßer Gestalt und mit schon dünner werdendem, grauem Haar. Der bedeutende Altersunterschied zwischen seiner jungen, erst einundzwanzigjährigen Frau und ihm machte sich in seinem Aeußern sehr bemerkbar, zu auffallend vielleicht, wie sie in ihrer anmuthigen Mädchenhaftigkeit ihm gegenüberstand, in ihrer Frische und Jugend, die selbst ihre auffallende Blässe und ein etwas strenger, abgespannter und unnatürlich ruhiger Gesichtsausdruck nicht zu zerstören vermochten. Er schien durch diese Miene betroffen, sein Antlitz verdüsterte sich momentan und ein leiser Seufzer entstieg seiner Brust; doch die schmerzliche Regung war vorübergehend. Doctor Grey machte den Eindruck eines Mannes, dessen Weise es nicht ist, hastig und unüberlegt zu handeln, man fühlte, was er that, war nach allen Seiten hin wohl durchdacht.

„Was sagten Sie, Frau Ferguson?“ fragte er mit jener ernsten, sogar etwas formellen Höflichkeit, welche in seiner Natur lag, welche aber die gutherzige und wohlmeinende, doch etwas gewöhnliche Frau stets mit leiser Scheu erfüllte.

Indem sie ihm das Papier reichte, erwiderte sie: „Es ist die Anzeige für die Times; James und ich setzten sie gestern Abend auf, um Ihnen Mühe zu ersparen, Herr

Rector." Frau Ferguson war stets mit sich uneins, ob sie die letztere Anrede oder nur einfach Doctor Grey wählen solle.

„Vielen Dank, Sie Beide sind immer so gütig!" entgegnete der Rector von St. Bede.

Ihre laute Stimme zu einem vertraulichen Flüstern dämpfend, fuhr Frau Ferguson fort: „Ich meinte, es sei besser, nur zu schreiben: Edward Oakley Esq., nichts weiter. Ist es nicht so nach Ihrem Sinn, Herr Doctor?"

„Ich wünsche, daß es gerade so sei, wie" — er hielt inne und ein schnelles Erröthen färbte sein Antlitz, das hager und bleich war und jenen Zug der Erschöpfung trug, welchen man so oft bei Gelehrten findet, doch aber wieder einen so reichen Wechsel des Ausdrucks zeigte, als ob er noch ein junger Mann wäre, — „gerade so sei, wie es Frau Grey gefällt."

Frau Grey! Bei dem Klange ihres neuen Namens fuhr Christine empor, und auch sie wurde flammend roth. Es war aber nicht das rosige, süße Erröthen einer Braut, sondern das tiefe, dunkle Erglühen durch einen heftigen körperlichen oder seelischen Schmerz verursacht, den sie trotz aller Selbstbeherrschung nicht zu verbergen vermochte.

„Armes Kind — armes Herzchen! dies ist ein großer Wechsel für sie, und es ist erst ein Jahr seit dem Tode des Vaters verflossen", sagte Frau Ferguson, noch immer mit ihrem leisen, entschuldigenden Flüstern. „Aber wahrlich, mein liebes Fräulein, Sie haben ganz recht gethan zu heirathen, doch nun bedauern Sie es auch nicht! Achten Sie nur nicht darauf, Herr Doctor, sie

wird sich bald in ihre neue Stellung finden und ganz wohl darin fühlen."

Dieser Ausbruch des Mitleides würde jeden stolzen, zurückhaltenden Charakter dahin gebracht haben, eher zu sterben, als ferner seine Empfindungen oder nur einen Schimmer von Aufregung zu verrathen. Christine faßte sich schnell, ihr Gesicht wurde wieder blaß, ihre Stimme fest. Sie blickte nicht auf Frau Ferguson, sondern auf den würdigen, edlen Mann, der sie soeben zum Weibe genommen, und ein Jeder, der auf ihn schaute, mußte fühlen, daß er einem guten, braven Manne gegenüberstand, — und dann sagte sie sanft, doch bestimmt: „Wenn Doctor Grey nichts dawider hat, so möchte ich, daß meines Vaters oder mein Beruf erwähnt würde; ich wünsche nicht, einen oder den andern zu verheimlichen, oder mir gar den Anschein zu geben, als schäme ich mich ihrer."

„Gewiß nicht", erwiderte Doctor Grey, und indem er die Feder nahm, schrieb er noch auf das Papier: „Edward Oakley Esq., früher Organist von St. Bede".

Es war das letzte Erinnerungszeichen auf Erden an Einen, der als ein Gentleman und ein Genie geboren war und so gelebt hatte, daß, wie ganz Avonsbridge wußte, die größte Wohlthat, welche seiner Tochter geschehen konnte, sein Tod war. Aber wie ein geheimnißvolles und gütiges Gesetz der Ausgleichung es oft mit sich bringt, so hatte Christine, indem sie des Vaters Geist und seine persönlichen Vorzüge erbte, zugleich das Gemüth, die Anlagen und den Charakter der weniger hochgeborenen Mutter geerbt, die ganz das Gegentheil ihres Mannes war und Alles besaß, was ihm fehlte. Sie

hatte lange genug gelebt, um dem dreizehnjährigen Mädchen einen sittlichen Halt zu geben, welcher aller spätern Versuchung zu widerstehen vermochte; und nach ihrem Tode blieb Christinen ein süßer Traum von Mutterliebe und Zärtlichkeit für das ganze Leben zurück, ein Traum, der vielleicht — Gott allein weiß es — erhabener und göttlicher war, als die Wirklichkeit je gewesen.

Alles dies fand Doctor Grey bald heraus, nachdem er durch den beklagenswerthen Tod ihres Vaters mit Christinen in geschäftliche Beziehung getreten war; und das Ergebniß seiner Entdeckungen war einer jener schnellen Entschlüsse, die bei manchen Männern nur aus heftiger Leidenschaft entspringen und bei andern wieder aus einem instinctmäßigen Gefühl, so wahr und tief, daß sie nicht nach den gewöhnlichen allgemeinen Regeln zu beurtheilen sind; man nennt dies „Liebe auf den ersten Blick" und erzählt oft wunderbare Dinge davon, wie ein Mann plötzlich und unerwartet ein süßes, liebes Antlitz sieht, ihm ganz fremd und doch wieder geheimnißvoll bekannt erscheinend, das von seiner Phantasie, von seinem Herzen mit einer fast übernatürlichen Stärke Besitz nimmt. Er sagt sich: „Diese Frau soll mein Weib werden;" und wirklich, vielleicht nach Monaten, oft auch erst nach Jahren heirathet er sie.

Auf diese Weise, nachdem er schweigend ein volles Jahr gewartet, bis Christine Oakley mündig geworden, heirathete Doctor Grey das junge, einundzwanzigjährige Mädchen. Sie selbst hatte bis vor einigen Wochen auch nicht die leiseste Ahnung von seinem Vorsatz gehabt.

Christine verehrte ihn aufrichtig, ihre Dankbarkeit für seine väterliche Güte und Fürsorge war grenzenlos, aber an eine Verbindung mit ihm, an eine Heirath überhaupt, hatte sie nie gedacht. Wie Alles gekommen, dessen konnte sie sich kaum mehr erinnern, es war ihr noch jetzt fast unbegreiflich; Alles glich einem Traume. Es schien Christinen jemand Fremdes zu sein und nicht sie selbst, die plötzlich von Frau Ferguson's armer Erzieherin, die ohne Freunde und Verwandte auf der weiten Welt dastand, in die Gattin des Rectors von St. Bede verwandelt worden war.

Daß etwas Anderes als sein großmüthiges Herz, sein edler Charakter sie bestimmen konnte, ihn zu heirathen, daß seine Stellung, sein reichliches Einkommen, sein guter Ruf dabei hätten mitsprechen können, diese Idee kam Christinen nicht einmal. Sie war so schlicht und einfach, ihr einsames, zurückgezogenes, unglückliches Leben hatte sie bei aller glühenden, fast wilden Romantik, die es in ihr gezeitigt, doch so kindlich wahr und aufrichtig gelassen, daß, welche Einwände sie auch gegen Doctor Grey's Werbung fühlen mochte, der Gedanke, man könne sie — sie, Christine Oakley in Verdacht haben, sie wäre fähig, um des Geldes oder einer guten Versorgung willen zu heirathen, doch nicht einen Moment als Hinderniß gegen die Annahme seiner Hand auftrat. Er sah und verstand dies Alles. Mit dem Scharfblick, welchen gereifte Jahre und ein nicht gerade ungetrübtes Leben ihm verliehen, las er klar und deutlich in dem beunruhigten, leidenschaftlichen und doch so unschuldigen Herzen des jungen Mädchens; seine geheimsten Falten erschlossen sich seinem Auge —

und trotzdem schreckte er nicht zurück. Als sie ihm klar und deutlich gesagt, sie empfinde für ihn nicht Liebe, nur Zuneigung und Dankbarkeit, hatte er ihr mit seinem ihm eigenthümlichen, sanften Lächeln erwidert: „Thut nichts, Christine, ich liebe Dich!“ — und er hatte sie geheirathet.

Als sie so dastand in ihrem weißen Brautanzuge, Kleid, Shawl und Hut einfach und schmucklos, doch geschmackvoll und von dem reinen, bräutlichen Weiß, bildete sie einen auffallenden Gegensatz zu den grellen Farben des reichgeschmückten Gesellschaftszimmers, das Frau Ferguson zu dem festlichen Tage noch mehr aufgeputzt. Christinen's hohe, schlanke Gestalt, ihre harmonischen, edlen Bewegungen, die leise und doch klangvolle Stimme traten nur noch vortheilhafter hervor neben der mehr gewöhnlichen, auffallend bunt gekleideten, laut sprechenden Dame des Hauses; und wer die junge Braut so gesehen, würde zugestanden haben, daß, wenngleich Doctor Grey nur eine Erzieherin, ein armes, verlassenes Mädchen geheirathet hatte, der keine hohen Verwandten Würde und Ansehen verleihen konnten, die sich ihr Brot redlich und mühevoll selbst verdient hatte, daß er, der Rector von St. Bede, bei dem allen kein beklagenswerther Mann zu nennen war.

Er trat zu Christinen heran, zeigte ihr schweigend das Blatt, auf welches er noch jene Worte hinzugefügt, legte es in ein Couvert und gab es dann Herrn Ferguson.

„Wollen Sie so gütig sein, dies an die Times zu senden, es ist die letzte der vielen Gefälligkeiten, die Sie mir so reichlich erwiesen“, sagte er mit dem Tone und Wesen des wahren Gentleman, die das Anerkennen oder

Erbitten einer Gunst fast als das Gewähren einer solchen erscheinen lassen. Der würdige James Ferguson nahm es dafür, aber er war ein Mann der That, nicht von Worten, und er konnte niemals ganz die scheue Ehrfurcht überwinden, mit der er, als ein Eingeborener von Avonsbridge, er, der Goldschmied von High-Street, den Rector von St. Bede betrachtete.

Währenddessen war das Schneegestöber immer dichter und dichter geworden, wodurch das nebelhafte Dämmerlicht im Zimmer in trübe Dunkelheit überging.

„Meinen Sie nicht, die Kinder könnten schon hier sein?“ bemerkte Frau Ferguson, indem sie in ihrem eifrigen Herumreichen von Wein und Kuchen innehielt. „Das heißt, ich bitte um Verzeihung, Herr Doctor, wenn die Kinder überhaupt kommen.“

„Ich bat meine Schwester, sie sogleich zu schicken“, erwiderte der Angeredete ruhig.

Aber eine halbe Stunde schlich wieder langsam dahin, und schon fuhr die Hochzeitsequipage vor, welche die Neuvermählten nach einer entlegenen, ruhigen Eisenbahnstation bringen sollte, als ein zweiter Wagen vor der Hausthür hielt.

„Da sind sie endlich!“ rief Frau Ferguson, und die Braut, welche neben ihr auf dem Sopha gesessen, in einer fast apathischen Ruhe, gab jetzt ein Zeichen des Lebens.

„Ach, ich freue mich sehr!“ sagte sie schnell, und es war der erste frische, natürliche Ton, der heute aus ihrer Stimme klang. „Ich sehnte mich herzlich, die Kinder zu sehen!“

Doctor Grey verließ rasch das Zimmer. Frau Ferguson war verständig genug, ihm zu folgen und ihren Gatten mitzunehmen. Denn, wie sie später sagte, der erste Anblick von drei Stiefkindern mußte für das arme junge Wesen wahrlich keine große Freude sein. Sie für ihren Theil war sehr zufrieden, daß sie ihren James Ferguson als Junggesellen heirathete, dessen einzige Verwandte eine alte Tante gewesen. Sie möchte nicht an Stelle der jungen Frau sein, der Himmel bewahre! mit diesen beiden alten Damen zur Seite, die seit dem Tode der ersten Frau des Doctor Grey in seinem Hause lebten. Sie wüßte gar nicht, wie das arme Fräulein Christine mit denen fertig werden sollte." Und als James Ferguson ruhig erwiderte: „Gerade so gut, wie sie mit Jedem fertig wird", wurde er von seiner Gattin tüchtig gescholten, über so dumme Reden, obgleich er mit dem gewöhnlichen Scharfblick sehr schweigsamer Menschen etwas Klügeres und Richtigeres gesagt hatte, als er selbst ahnte.

Indessen war Christine allein geblieben, das erste Mal an diesem Tage; und selbst in der vorhergehenden Zeit hatte man sie wenig sich selbst überlassen, denn Einsamkeit war eine seltene Wohlthat in der großen rührigen Familie der Fergusons. Vielleicht auch suchte das junge Mädchen sie nicht, wagte nicht, sich ihr hinzugeben. In den letzten Wochen, in denen die Vorbereitungen zur Ausstattung und Hochzeit gemacht wurden, war sie kaum zehn Minuten allein gewesen, sogar Nachts nicht, da zwei der Kinder ihr Schlafzimmer theilten — die lieben kleinen Mädchen, die sie seit zwei Jahren unterrichtete, erst, indem sie zu

bestimmten Stunden ins Haus kam und dann als Erzieherin ganz in die Familie trat.

Christine stand mit derselben apathischen Gelassenheit, die sie den ganzen Tag gezeigt, im Zimmer, mit der Fassung, nicht Ruhe, einer Person, der verschiedene Dinge zu thun auferlegt sind und die solche wie im Traume verrichtet, fast als sei sie ganz aus ihrem eigenen Ich herausgetreten und handele an eines Anderen Statt. Frauen sind mehr als die Männer diesem seltsamen Gemüthszustande, einer Art geistigem Somnambulismus, unterworfen, in dem sie das Schwerste ertragen und ausführen, was einem Manne ganz unmöglich erscheinen würde.

Dann wieder ging sie durch das Zimmer, nahm ein Buch auf, legte es nieder, doch so mechanisch, als wüßte sie kaum, was sie thue, bis ihre Augen endlich auf ihre Hand und auf den Trauring fielen. Starr und wie erschreckt blickte sie darauf hin und mit krampfhafter Hast versuchte sie ihn abzuziehen, aber er war ein Wenig eng, und ehe er über das Mittelglied des Fingers gegangen, hatte sie sich auch gefaßt und ihn wieder hinaufgeschoben. „Es ist zu spät — jetzt ist es zu spät! Er ist auch so gut — Jeder sagt es. Und wie besonders gütig war er gegen mich.“

Sie sprach laut, obgleich, oder vielleicht gerade weil sie allein im Zimmer war, eine Gewohnheit, welche den einsam lebenden träumerischen Menschen eigen ist, und die auch Christine ihr ganzes Leben an sich gehabt, ihr junges, kurzes Leben, das erst einundzwanzig Jahre zählte, und ihr doch schon als eine endlos lange, trostlose Existenz

erschien. „Wenn ich ihn nur glücklich machen kann! Wenn, was von meinem einstigen Selbst geblieben, nur ausreicht, ihn zu beglücken!“ — Diese abgebrochenen Sätze wurden mehr als einmal wiederholt, und dann blieb sie schweigend stehen, immer wie von einem Traume umfangen.

Als sie die Thür öffnen hörte, wandte sie sich mit jenem stillen, sanften, passiven Lächeln um, das Doctor Grey jeden Tag während des kurzen Brautstandes gegrüßt hatte. Auch jetzt blieb es auf ihrem Antlitz, obgleich er sich in einem für einen Bräutigam gerade nicht günstigen Lichte zeigte: von seinen drei kleinen Kindern umgeben, eines an jeder Seite, das jüngste auf seinem Arme.

Es gibt Männer, und meist sind es gerade diese ernsten, zurückhaltenden, äußerlich kalten Männer, welche dabei die wärmsten und treuesten Herzen haben, die nichts so verändert als ihr Zusammensein mit Kindern und besonders mit ihren eigenen Kindern. Es liegt in diesen Charakteren, viel in sich selbst zu verschließen und der Außenwelt zu verbergen, doch den Vater vermögen sie nicht zu verbergen. Und weshalb sollten sie es auch? Jeder Mann, dessen Natur wahre Männlichkeit besitzt, weiß und begreift auch, daß ein wirklich guter Vater zu sein, das heißt, mit vernünftiger Ueberlegung und ruhiger Gewissenhaftigkeit die Pflichten zu erfüllen, welche die Mutter durch Instinct gelehrt werden, die höchste Würde ist, die er zu erreichen vermag.

Christine Oakley kannte so gut wie die ganze Stadt Doctor Grey's Lebensgeschichte; sie wußte, daß er sich

früh verheirathet hatte oder, wie die bösen Zungen sagten, von einer sehr schönen, etwas älteren Wittwe geheirathet worden war. Aber auch die schärfsten Einwendungen und Zweifel an seinem häuslichen Glück gingen nicht weiter als zu dem Ausspruch, daß seine Frau sehr gern und viel Gesellschaften besucht habe, während er mit seinen Studien beschäftigt gewesen sei. Und als ihm nach einer langen Reihe von Jahren ein Mädchen und ein Knabe geboren wurde, umfaßte er die Kinder mit der zärtlichsten Liebe. Ob dies ein Zeichen war, daß er in seiner Gattin nicht gefunden, was er erwartet, vermochte Niemand zu deuten. Er wenigstens sprach nie von seinem Leide, es liegt auch nicht in des Mannes Natur. Bei der Geburt des dritten Kindes starb die Mutter, und der Schmerz des Wittwers, wenn auch still und würdig getragen, war doch so sichtlich, daß Avonsbridge alle belästigende Neugier zum Schweigen brachte und zu dem Schlusse kam, die Verstorbene müsse die beste und geliebteste der Gattinnen und Mütter gewesen sein.

Da alles dies Stadtgespräch gewesen, so hatte auch Christine es gewußt, mehr zu erfahren versuchte sie nicht, selbst nicht als sie mit Doctor Grey verlobt war; und auch er ging nicht in nähere Erklärungen ein. Gerade durch sein Schweigen übte er einen großen und beruhigenden Einfluß über das junge Mädchen aus. Er hatte sie niemals durch beredte Betheurungen seiner Liebe geängstigt, niemals durch vieles Fragen gequält. Vom Tage der Verlobung an schien er Alles für selbstverständlich und geordnet zu halten; er behandelte sie zart, innig, fast verehrungsvoll, und ohne seine Liebe zur

Schau zu tragen, doch mit der Rücksicht, welche jeder Mann seiner künftigen Gattin schuldet. So schien Christine gar nicht zu vermissen, oder vielleicht hatte sie es in ihrer Einfachheit kaum erwartet, daß ihr von den Verwandten ihres Verlobten auch nicht, wie es doch bei jeder Braut üblich ist, die gewöhnlichsten hergebrachten Aufmerksamkeiten erwiesen wurden. Doctor Grey hatte nur eine Schwester und eine Schwägerin. Diese Damen, Fräulein Grey und Fräulein Gascoigne, hatten Christine Oakley keinen Besuch gemacht, nahmen auch nicht die geringste Notiz von ihr.

Wenn das junge Mädchen überhaupt über dies Betragen nachdachte, so schrieb sie es ohne Zweifel einer in ganz Avonsbridge und in den meisten Universitätsstädten anerkannten Thatsache zu, daß man nämlich eher des Himmels Einsturz erwarten könnte, als daß eine zum Collegium gehörende Dame die Schwelle eines Handwerkers überschritte, es sei denn, um irgend eine geschäftliche Bestellung zu machen. Dieselbe Ursache hielt die Damen gewiß auch von der Hochzeit fern, und nachdem Doctor Grey einfach gesagt hatte: „Ich werde meine Schwestern bitten, die Kinder zu schicken!“ hatte Christine keine weitere Frage gethan.

Bei diesem ersten Zusammentreffen mit ihres Gatten Kindern, welche nun die ihrigen werden sollten, sank Christinen für einen Moment das Herz, dann aber kam sie ihnen ruhig und freundlich entgegen.

Letitia und Arthur waren magere, geziert aussehende, nicht hübsche Kinder; aber Oliver war das richtige Ebenbild eines Familienlieblings, ein Knabe, der jedem kinder-

losen Ehepaar begehrenswerth erschienen sein würde, im Herzen des Mannes Neid erweckend, in dem der Gattin ein Sehnen, das nur Frauen verstehen können. Obgleich die meisten kleinen Kinder in ihrer Art hübsch sind, so war dieses doch von seltener Schönheit. Blühend in Frische und Gesundheit, strahlend von Heiterkeit und Uebermuth, die bis zur Keckheit stiegen, halb ein Bachus und halb ein Cupido, war er ein vollkommenes Bild aus dem goldenen Zeitalter. Trotz seiner drei Jahre war er doch noch „das Kindchen", „das Nesthäckchen", und er ritt auf des Vaters Schulter mit einer gloriosen Tyrannei, die reizend anzusehen war.

„Wer ist das?" fragte er, einen seiner kleinen, dicken Finger auf Christine richtend, wobei er seine reichen, goldigen Locken schüttelte. „Papa, wer ist das?"

Schwerlich konnte man eine schwierigere Frage thun als diese doch so natürliche im Munde des Knaben. Doctor Grey umging die Antwort, indem er die Kinder näher zu Christine heranführte und alle drei mit fast zitternder Stimme aufforderte, „die Dame zu küssen!"

Aber dem widersetzten sich die beiden ältesten auf das Entschiedenste.

„Ich bin schon ein großer Knabe, ich mag mich nicht mehr küssen lassen", sagte Arthur.

„Unsere Kinderfrau hat uns befohlen, da wir doch keine Mama mehr haben, nur unsere Tanten zu küssen, Niemand sonst", fügte Letitia hinzu.

Doctor Grey war sehr bestürzt, aber Christine erwiderte ruhig: „Gut, dann reicht mir nur Eure Hand! Wir werden schon noch Freunde werden."

Sie litten es, daß sie eine ihrer kleinen Hände ergriff; der Druck wurde nicht erwidert und die Hand sank bald herab. Der Knabe und das Mädchen standen Christinen gegenüber, sich dicht beieinander haltend, und sie mit großen Augen anstarrend; aber sie sprachen nichts mehr, da sie dem Anschein nach sehr „artige“ Kinder waren, das heißt Kinder nach den altmodischen Regeln von Gehorsam erzogen, die in dem berühmten Liede gefeiert werden:

„Komm, wenn man Dich ruft,
Thu', wie Dir geheißen!
Schließe stets die Thür,
Doch ohne sie zu schmeißen
Dann wirst Du nie gescholten werden
Und es wird Dir wohlgehn auf Erden!“

Nachdem man ihnen gesagt, sich niederzusetzen, nahmen sie ihre Plätze auf dem Sopha ein und fuhren fort verwundert umherzublicken.

Auch der Vater sah schweigend darein. Was konnte er thun oder sagen? Es war der natürliche und nothwendige Anfang der Lösung der gewichtigen Frage: ob eine zweite Heirath gut sei, einer Frage, die Moralisten, Schwärmer und höchst praktische Leute immer von Neuem aufwerfen und darüber disputiren und doch nie zu einem Endresultate kommen; natürlich nicht, weil jeder einzelne Fall seine eigene Entscheidung erfordert. Die einzige allgemeine Regel, das natürliche Gesetz, wenn ein solches besteht, ist dasselbe, was auch auf die Liebe vor der Ehe anwendbar ist. Wie nach einer wahren, gegenseitigen ersten Liebe eine spätere weder nöthig noch wün-

schenswerth ist, so ist für die, welche in einer vollkommen glücklichen Ehe gelebt haben, einer Ehe, die das ganze Herz und Sein mit Befriedigung erfüllt und trotz aller Sorgen die Erde zu einem Paradiese macht, für die ist eine zweite Heirath, wie eine zweite Liebe weder recht noch unrecht, weder rathsam noch verwerflich, sondern einfach unmöglich.

Was vermochte er zu thun, dieser Vater, der soeben seinen Kindern eine neue Mutter zugeführt hatte, seinen Kindern, die schon alt genug waren, dies zu verstehen, und die, was schlimmer ist, vorher durch übelwollende Zungen die hergebrachte Meinung über Stiefmütter gehört hatten und schnell bereit waren, gegen „den Eindringling" zu rebelliren.

Und wie sollte die junge Stiefmutter in diesem Falle handeln, wie, selbst wenn sie erkannt und empfunden, was Alles in dem Benehmen der Kinder lag?

Aber leider, ja, ich sage leider, denn dies war fast ebenso traurig als jenes, sie erkannte und fühlte es nicht; sie bemerkte es kaum. Kein Aerger war in ihrem Antlitz zu lesen, kein Schmerz darüber, daß selbst in den ersten Stunden nach der Trauung sie nicht die Einzige und Erste im Herzen ihres Mannes war, wie jede Frau es rechtmäßig wünschen kann. Keine Regung des Bedauerns erfaßte sie, als sie sah, wie die Kinder einer Andern schon den ersten und besten Theil der väterlichen Liebe für sich genommen hatten, welche außerdem sich einst auf ihre eigenen Kinder in vollen, ungetheilten Strömen ergossen haben würde.

Ach, arme Christine! alles dies ging an ihr vorüber

wie der Wind über einen kahlen Baum dahinweht, es rief keine Bewegung hervor, keinen Schmerz. Ihr stärkstes Empfinden dabei war ein unbestimmtes Gefühl von Erleichterung, durch die Gegenwart der Kinder erweckt, und von Freude über die entzückende Schönheit des jüngsten Knaben.

„Also dies ist Oliver! Ich erinnere mich, seinen Namen schon gehört zu haben. Willst Du zu mir kommen? Ich habe kleine Kinder sehr lieb.“

Fast schüchtern sagte sie es, aber sie streckte ihm ihre Arme entgegen. Und in ihrem Antlitz und Wesen drückte sich jene Mütterlichkeit aus, welche manche Mädchen schon besitzen, wenn sie noch mit der Puppe spielen, und welche andere Frauen nie erringen, obgleich sie das Haupt einer ganzen kinderreichen Familie sind.

Der junge Herr Oliver schien dies instinctmäßig zu fühlen, wie die meisten Kinder es gethan haben würden. Er sah sie mit einem schlauen, fragenden und übermüthigen Blick an, brach dann in ein helles, jubelndes Lachen aus und war gewonnen. Christine, die arme Erzieherin, die Waise, welche ganz allein in der Welt gestanden, fühlte plötzlich die weichen Arme eines Kindes sich um ihren Hals schlingen und ein warmes, zartes Gesichtchen sich an das ihre schmiegen. An ihrem Herzen ruhte ein Kind, gegen das sie nach göttlichen und menschlichen Gesetzen heilige Pflichten zu erfüllen hatte, Pflichten, welche von jener Zeit an, da Christine sich eine „große Puppe“ wünschte, nicht um sie als Dame anzukleiden, sondern als „ihr Kind“ zu erziehen, ihr stets als das Schönste und Süßeste in der ganzen Welt erschienen waren. Ihr

Herz jauchzte, von einer kaum zu unterdrückenden Wonne erfüllt.

„Mein süßer, einziger Knabe!“ flüsterte sie zärtlich, während sie eine der dicken, wallenden Locken küßte — „der schönsten“, wie Oliver sie mit großem Stolz benannte. „Die arme Mutter, daß sie diesen Engel niemals sah!“ fügte sie noch leiser hinzu.

Doctor Grey wandte sich dem Fenster zu. Ob trübe oder glückliche Erinnerungen das Herz des Wittwers erfaßten, das konnte nur der Allmächtige wissen. Auch diese Gedanken jetzt blieben ein Geheimniß zwischen ihm und Gott; wie Alles, was nicht zu ändern oder unvermeidlich war, und besonders das, dessen Aussprechen einem Andern Schmerz bereitet haben würde, schweigend von Arnold Grey getragen ward. Auch jetzt sagte er nur, indem er sich wieder umwendete:

„Ich wußte es gleich, Christine, daß Du meinen Kindern eine gute Mutter sein würdest.“

Sie blickte zu ihm auf, und trotz der großen Thränen schimmerte ein helles Leuchten in ihren Augen, während sie fast feierlich sagte:

„Ich will mir Mühe geben, eine gute Mutter zu werden!“

Arme Christine! Wenn ihre schnelle Heirath oder irgend ein anderer Mißgriff in ihrem Leben Verzeihung erbitten müßte, so würde dies Gelübde, mit so ernster Aufrichtigkeit und so großer Selbstverleugnung und Demuth ausgesprochen, diese verdienen.

Auf ihren Wunsch blieben die Kinder noch eine halbe Stunde; aber Letitia und Arthur traten nicht weiter aus

ihrer kalten Gemessenheit heraus, als um zu erzählen, daß sie zuweilen „Titia“ und „Atty“ genannt würden, daß ihre Wärterin Phillis heiße und im Wagen geblieben sei, weil sie nicht mit hineinkommen wollte. Da die junge Stiefmutter nichts erwartet hatte, so wurde sie auch nicht enttäuscht. Als die Kinder das Zimmer verließen, nachdem Oliver aus freiem Antriebe seinen rosigen Mund emporgehalten zu „einem ordentlichen Kuß“, blieb die Süßigkeit dieser letzten Liebkosung wie eine Weihe auf ihren Lippen zurück, eine Weihe für die ernsten und heiligen Pflichten, die fast ohne ihre Wahl sie überkommen waren. Denn oft, wenn Christine Alles bedachte, was ihre Heirath herbeigeführt, war es ihr, als ob sie sich in einem passiven Zustande Schritt für Schritt dem Ziele habe zuleiten lassen, fast so, wie man willenlos im Schlafe wandelt. Würde sie jemals erwachen?

Als Frau Ferguson wieder ins Zimmer trat, wohlversehen mit einem reichen Vorrath von Bedauern und Sympathie, fand sie die junge Stiefmutter mit ruhigem Lächeln, das kein Mitleid verlangte und kein Vertrauen anbot, dem Wagen nachschauend und den Kindern Kußfinger zuwerfend, und durch diesen Anblick war die gute Frau, um das Mindeste zu sagen, sehr überrascht. „Aber“, wie sie später wenigstens vierundzwanzig ihrer besten Freundinnen mittheilte, „aber, im Ganzen konnte man sich bei Fräulein Christine eigentlich über nichts wundern, denn sie war stets anders gewesen, als so junge, leichtfüßige Damen zu sein pflegen.“ Ihr gegenüber wagte sie jetzt keine andere Bemerkung zu machen, als sehr sanft zu erinnern, es sei Zeit, ihren Anzug zu wechseln.

„Und nun lassen Sie mich noch einmal die Bitte aussprechen, liebes Fräulein, meinen Shawl zu nehmen, meinen allerbesten, statt Ihres einfachen, den Sie schon mehrere Jahre tragen. Ach“, — ein tiefer Seufzer war nicht zu unterdrücken — „wenn Sie nur mehr Geld für Ihre Ausstattung und Hochzeitskleider verwendet hätten!“

„Wie hätte ich das thun können?“ entgegnete Christine, hielt aber sogleich inne, als Doctor Grey eintrat.

Dies war der einzige Punkt, in dem sie sich nicht seinen Wünschen gefügt hatte; es war ihr unmöglich gewesen, ihre einfache Ausstattung der Großmuth ihres künftigen Mannes zu verdanken. In diesem Verweigern äußerte sich der letzte Kampf ihrer stolzen, durch Armuth nicht gebeugten Unabhängigkeit, die nur eine wahre, innige Liebe in beglückende Demuth umzuwandeln vermocht hätte. Da diese fehlte, hielt sie an ihrem Entschlusse mit fast harter Entschiedenheit fest, so fest, daß, als Doctor Grey mit der ihm eigenen ruhigen Würde nachgab, sich Christine über ihren Starrsinn fast beschämt fühlte. Selbst jetzt noch erröthete sie leicht, als sie ihn fröhlich sagen hörte:

„Meine liebe Frau Ferguson, quälen Sie doch das arme Kind nicht mit Ihrem Shawl. Sie wissen ja: ich nahm sie, oder besser, wir nahmen uns, „Gutes und Böses miteinander zu theilen“, da ist es mir wirklich ganz gleichgültig, welche Art Anzug sie trägt.“

Als Christine bei ihrem Manne vorüberging, traf ihn ein dankbarer Blick. Dankbar — ja, leider! Die wahre Liebe weiß und versteht nichts von Dankbarkeit.

Nachdem die Thür sich hinter ihr geschlossen, blickte

Doctor Grey noch immer darauf, als sei durch sie die Sonne entschwunden.

Dann setzte er sich nieder und bedeckte seinen Mund, seinen festgeschlossenen, doch sehr ausdrucksvollen Mund mit der Hand, eine Stellung, die mit zu seinen Eigenthümlichkeiten gehörte. Er hatte deren manche, welche die Welt mit seiner großen Gelehrsamkeit entschuldigte, und seine Freunde um seiner selbst willen fast liebten.

Wenn es jemals einen Menschen gab, der, ohne die geringste Aufdringlichkeit oder Anmaßung zu besitzen, einen unumschränkten Einfluß über seine Umgebung ausübte, so war dies Arnold Grey. Sein ganzes Leben hindurch, das er nur in den Mauern des Collegiums verbracht, hatte er vom jungen Fuchs aufwärts zum Senior, vom Lehrer bis zum Rector die bewunderungswürdige und höchst angenehme Eigenschaft sein genannt, Alles um sich her nach seinem Wunsche zu leiten. Freunde und Bekannte, Studenten und Lehrer, ja selbst die Kinder und Diener, Alle folgten dem Willen des Doctor Grey. Vielleicht lag das Geheimniß darin, daß sein Wille nicht allein sein Vergnügen und sein Vortheil war, sondern etwas Besseres im Auge hatte. Denn gerade der besitzt die größeste Macht über Andere, der am allerwenigsten an und über sich selbst denkt.

Wenn die Verhältnisse oder seine eigene Wahl Arnold Grey in die große Welt geführt hätten, würde er wahrscheinlich Aufsehen erregt haben, denn er besaß bedeutende Kenntnisse der verschiedensten Art, mehr Kenntnisse vielleicht als Originalität. Er hatte niemals ein Buch geschrieben, aber es mochte nicht viel Bücher in der Welt

geben, die er nicht gelesen, wenigstens glaubte man das in Avonsbridge. In seinem Studirzimmer saß er im wahren Sinne des Wortes in Büchern vergraben, dicken Bänden in allen Sprachen der Welt, und Avonsbridge war überzeugt, er verstand und las sie alle. Ob dies nur eine allgemeine Annahme war und wie weit sein Wissen wirklich reichte, ist unmöglich zu bestimmen. Gewiß ist es, daß keiner, auch nicht der gelehrteste seiner Freunde, das Ende desselben abzusehen vermochte. Er war ein stiller, bescheidener Mann, der niemals seine Gelehrsamkeit zur Schau trug oder von sich selbst sprach. Das äußerlich am meisten Charakteristische an ihm war die Ruhe, sowohl in seinem Wesen als in seiner Sprache, eine Ruhe, welche anscheinend aus einer gleichen Gemüthsstimmung entsprang. Ob sie ihm angeboren war, ob er erst nach heißen Kämpfen und Stürmen der Leidenschaft diese Stille und Ruhe sich errungen, wer konnte es bestimmen? Der Rector von St. Bede war eine Natur, deren Tiefe durch keine Messung zu ergründen war, möglich, daß noch niemals die rechte Hand das rechte Senkblei in den Grund seiner Seele niedergelassen hatte.

Als er so dasaß, seine ernsten Augen auf den Boden geheftet, seinen Mund mit der langen, schmalen, bräunlichen Hand bedeckt — der Art von Hand, welche die Bilder des Mittelalters bei ihren Gelehrten und Denkern zeigen — da hätte Niemand mehr aus der Erscheinung Arnold Grey's errathen, als daß er einen Gentleman und einen Gelehrten vor sich sehe. Keine Aufregung, keine Hast oder Unruhe waren an ihm bemerkbar, obgleich der Wagen für die Hochzeitsreise vor der Thür stand und er

seine schöne, junge, ihm erst seit zwei Stunden verbundene Frau erwartete, die er aus reiner Liebe geheirathet hatte, der Liebe, welche allein zur Ehe berechtigt und ohne die Niemand, sei er alt oder jung, Mann oder Weib, es wagen sollte, dies heilige Bündniß einzugehen. Daß dieser ernste, stille Mann die Macht besaß, tief und warm zu fühlen, wie es vielleicht wenigen Menschen vergönnt ist, würde jedem Physiognomisten mit einem Blick auf sein Antlitz klar geworden sein, dennoch saß er vollkommen ruhig da, mit jener edlen Ruhe eines Mannes, der etwas Besseres und Sichereres gelernt hat, als nur seine Gefühle zu verbergen, der sich zu der Höhe aufgeschwungen hat, sie zu beherrschen.

Als Herr Ferguson eintrat, erhob er sich und begann über das Wetter und andere gleichgültigen Dinge zu reden, ein Gespräch, das ja selbst bei den feierlichen Gelegenheiten, wie Hochzeiten und Begräbnissen nicht fehlt.

Und Christine, seine Gattin?

Sie war, nachdem sie das Gesellschaftszimmer verlassen, die Treppen hinaufgeeilt, fast mit ihrem früheren schnellen und fröhlichen Schritt, denn ihr Herz fühlte sich durch des kleinen Oliver's Lächeln und Liebkosung leichter als vorher. In ihre Giebelstube hatte sie sich begeben, die sie in den letzten neun Monaten mit ihren beiden Zöglingen bewohnt; es war ein ziemlich großer, etwas kahler Raum, in dem nichts ihr zu eigen gehörte, und es ihr also nicht schwer wurde, von den Sachen zu scheiden. Christine besaß im wahren Sinne des Wortes nichts mehr, die wenigen Möbel und die ihr früher angehörenden Gegenstände, welche sie von einer Wohnung mit in

die andere genommen hatte, waren auf ihren dringenden Wunsch verkauft worden, um nur die letzten Schulden ihres Vaters vor ihrer Verheirathung zu bezahlen. Doctor Grey war damit vollkommen einverstanden gewesen, und er selbst hatte es übernommen, ihren Nähtisch, ihr Schreibpult, einige Möbel und manche anderen werthlosen und ihr doch so theuren Kleinigkeiten zu verkaufen. Die Summe, welche er ihr als den Erlös brachte, war groß genug, die Schulden zu bezahlen und ihre einfache Hochzeitsgarderobe zu beschaffen, und in ihrer arglosen Unwissenheit hatte sie keine Ahnung von seiner kleinen List und dankte ihm nur mit den Worten, daß er sehr gütig sei.

Sie blickte jetzt ihre einzige ihr zugehörende Habe an, den großen Koffer mit der einfachen Ausstattung, den kleinen, der all das für ihre vierzehntägige Hochzeitsreise Nöthige enthielt. Ihr Reiseanzug lag auf dem Bett, ein schlichtes dunkles Kleid, das einzige seidene außer ihrem Brautkleide. Sie ließ sich beim Anziehen desselben von Frau Ferguson behülflich sein, und dann legte sie das weiße glänzende Hochzeitskleid sorgsam zusammen und verschloß es in dem großen Koffer.

„Soll ich dies sogleich nach der Rectorei senden, meine Liebe?“

Christine blickte sie zerstreut an.

„Nach dem Rectorhause von St. Bede. Ich meine, damit Sie es gleich dort vorfinden, wenn Sie nach Hause kommen.“

Nach Hause — Heimath! Diese gesegneten Worte, welche einen leisen Schauer der Wonne durch das Herz jeder Neuvermählten senden sollten, wurden von dieser

Braut achtlos angehört; sie erwiderte nur: „Thun Sie, was Ihnen am besten scheint, Frau Ferguson.“

Und dann fuhr sie fort, ihren Kragen zu befestigen und all die kleinen Einzelnheiten ihres Anzuges mit der sorgsamen Sauberkeit und Ordnung zu vollenden, die Christinen angeboren schienen, wie wohl jeder echt weiblichen Natur, obgleich es hier fast zu verwundern war, daß dieses arme, mutterlose Mädchen überhaupt Weiblichkeit gelernt hatte. Sie beantwortete nur einsilbig den Redestrom der Frau Ferguson, bis diese gute Seele es endlich nicht mehr ertragen konnte und ihre Meinung frei heraussagte:

„O, meine Liebe, wenn Sie nur ein Wenig mehr sprechen möchten und Ihre Gefühle nicht so unterdrückten! Denn Sie müssen an diesem Tage tief bewegt sein. Bin ich es doch selbst, gerade als wäre es mein Hochzeitstag, oder Isabella's, oder Sara's. Wenn die lieben Herzchen sich einst verheirathen werden, da will ich wünschen, daß sie eine so gute Partie machen wie Sie, nur möchte ich nicht, es wäre ein Wittwer. Aber Verzeihung! Ach, liebes, liebes Fräulein, wie wir Sie Alle vermissen werden!“

Und die gute Frau mit dem warmen Herzen, das manchen ihrer kleinen Mängel vergessen machte, zog das junge verwaiste Mädchen an ihre Brust und weinte einen Strom aufrichtiger Thränen über ihr Scheiden.

Christine erwiderte sanft ihren Kuß und flüsterte einige Dankesworte, aber ihre Augen wurden nicht feucht.

Nachdem Frau Ferguson ihre Fassung wiedergewonnen, schickte sie sich an, das Zimmer zu verlassen.

„Ich will nun sehen, ob alles zur Abfahrt bereit ist; und meinen wärmsten Shawl müssen Sie ohne Widerrede zur Reise mitnehmen. Es ist ja ein schreckliches Schneetreiben. Sie kommen doch gleich herunter?“

„Ja.“

Aber sowie Frau Ferguson aus dem Zimmer war, verriegelte Christine die Thür. Derselbe Ausdruck, der mehr als Schmerz, der entschieden Furcht bekundete, trat wieder auf ihr junges Antlitz. Sie stand regungslos, als ringe sie nach Fassung, dann nahm sie mit zitternden Händen ein versiegeltes Päckchen aus ihrem Koffer. Einen Moment schien sie noch unentschlossen, aber bald war das Zögern beendet.

„Es muß geschehen, es ist recht. Ich sollte es schon früher gethan haben . . . . Leb' wohl! auf ewig!“

Ein Lebewohl — an wen, an was war es gerichtet?

Sie legte das Päckchen in den Kamin, und was dabei sichtbar wurde, waren vier Briefe, nur vier, auf feines Papier von Männerhand geschrieben und mit einem Wappenpetschaft gesiegelt. Christine achtete wohl darauf, daß auch nicht ein Streifchen der Blätter unverbrannt blieb.

„Nun ist es vorüber — Alles ist vorbei. Jetzt habe ich auf der ganzen weiten Welt Keinen mehr, dem ich glauben, dem ich vertrauen kann — außer ihm. Er ist so gut, und er liebt mich. Ich that recht, ihn zu heirathen — ja, ganz recht!“ Sie wiederholte die letzteren Worte mehr als einmal, als würden sie ihr dadurch selbst glaubwürdiger, dann schwieg sie wieder.

Christine war gerade nicht, was man eine religiöse Frau nennt, das heißt, sie hatte sehr lange mit Menschen gelebt, die keine Religion besaßen, so daß Alles, was sie über dieses Thema empfand, tief in ihr verschlossen werden mußte; aber sie war von Natur religiös. Sie betete täglich und sie hatte die Gewohnheit — Manche möchten es höhnend Aberglauben nennen — als Letztes vor jeder Reise einen Vers aus der Bibel zu lesen und dann Gott knieend zu bitten: „sie zu schützen und glücklich wieder heimzuführen", eine Bitte, die gewiß für manchen Wanderer auf seinen Irrfahrten sehr heilsam sein möchte. Auch an diesem ihrem Hochzeitstage, vor der kleinen Reise, die sie eben antreten wollte, blieb Christine ihrer Gewohnheit treu. Aber anstatt der Bibel kam ihr das Gebetbuch der Kinder in die Hand, es lag an der Stelle aufgeschlagen, welche die Verordnungen und Gebete bei der Trauung enthielt, und die ersten Worte, die Christinen in die Augen fielen, waren dieselben, welche sie vor zwei Stunden vernommen, die aber kaum von ihren tauben Ohren gehört, ihrem verstörten Herzen verstanden wurden: „Und das Weib soll Vater und Mutter verlassen und ihrem Manne anhangen und sie sollen ein Leib sein."

Sie starrte die Worte an, als ob sie jetzt erst ihren tiefen Sinn zu verstehen beginne, und die ganze schwere und heilige Bedeutung der Ehe ihr erst klar werde.

„Eins sein — bis der Tod Euch scheidet!"

Frau Ferguson klopfte an die Thür. „Doctor Grey verlangt nach Ihnen. Es ist Alles zur Abfahrt bereit. Sie müssen Ihren Mann nicht warten lassen!"

„Mein Mann!“ und wieder kam jener wilde, rebellische Ausdruck in Christinen's Angesicht, ein Ausdruck, wohl passend für Jemand, der frei gewesen und den man nun in Fesseln legen wollte. „Mein Gatte! Was habe ich gethan — Gott, was habe ich gethan! Ist es denn nicht zu ändern — ist es zu spät?“

Ja, es war zu spät.

Viele Frauen haben aus weniger entschuldbaren Gründen geheirathet als Christine; um des Goldes oder einer hohen Stellung willen, aus Familienrücksichten ließen sie sich bewegen, einen Mann zu wählen, für den sie nicht jene Liebe fühlten, der sie ihnen auch nicht entgegenbrachte, die allein der Ehe die heilige Weihe gibt. Welche Todesqualen diese Frauen empfunden haben müssen, wenn ihnen auch nur das leiseste Gefühl von Weiblichkeit geblieben war, das werden sie selbst am besten wissen. Und was Christine, ohne so schuldig zu sein wie jene, während der kurzen Zeit, als Frau Ferguson an der verschlossenen Thüre stand, litt und ertrug, war etwas, dessen nie von ihr erwähnt wurde, das aber auch das glücklichste Leben nicht aus ihrem Gedächtniß zu verwischen vermochte. Es war eine Warnung, die sie nie vergaß, und eingedenk ihrer, sagte sie bis zum Ende ihres Lebens zu allen jungen Mädchen ihrer Bekanntschaft:

„Seht Euch wohl vor: Heirathet aus Liebe — oder heirathet gar nicht!“

Als sie die Treppe hinabstieg und in das Gesellschaftszimmer trat, schien alles Blut aus ihrem Antlitz gewichen, es war todesbleich, ruhig und kalt — von einer ehernen Ruhe. Sie küßte jedes der Kinder und gab Isabella

Ferguson, welche ihre einzige Brautjungfer gewesen, ein kleines Geschenk zum Andenken. Dem guten Herrn Ferguson, der an diesem Tage Vaterstelle bei ihr vertreten, reichte sie dankend die Hand. Dann wurde sie in den Wagen gehoben, und sie fuhr durch die wohlbekannten Straßen dahin — doch nicht allein. Nein, niemals würde sie fortan wieder allein und sich selbst überlassen sein.

Mit einem Schauder, einem Gefühl unbeschreiblichen Schreckens ward sie dessen inne. Nun waren ihre einsamen, stillen Tage des Träumens vorüber; ihr Glück war entflohen und das Bedauern darüber, das Denken daran wurde jetzt zum Verbrechen. Welche Verantwortlichkeit, nun nicht mehr sich allein, sondern einem Andern anzugehören, an ihn gebunden durch das festeste und unzerreißbarste Band, durch den heiligsten Schwur, den man leisten und empfangen kann — „vereint, bis der Tod Euch scheidet". Furchtbar! Furchtbar! — Es war Christinen, als müßte sie ihrer Angst in einem Schrei Luft machen und aus dem Wagen springen, um bis ans Ende der Welt zu laufen — da fühlte sie plötzlich ihre Hand erfaßt, sanft, doch fest.

„Wie kalt Du bist! Laß mich versuchen, Dich wärmer einzuhüllen!"

In der ihm eigenen ruhigen, zarten Weise zog Doctor Grey den Shawl fester um sie und legte eine Decke über ihre Füße. Christine beachtete es kaum, aber sie widerstrebte seinem Bemühen nicht. Fast eine Stunde waren sie schon dahin gefahren, ohne ein Wort zu sprechen, als sie in die Nähe eines Dorfes kamen, das die Einwohner von Avonsbridge oft zu ihrem Sommeraufenthalt er-

wählten. Christine kannte es gut. Kurz vor seinem Tode hatte sie hier mit ihrem Vater einige Zeit gelebt; nur vier Wochen, doch das Glück und das Elend dieser vier denkwürdigen Wochen waren mit Flammenschrift in ihr Herz geschrieben. Sie war nie wieder dort gewesen, dennoch erkannte sie jeden Baum, jedes Feld, und vor allem den Garten des Landhäuschens, in dem sie gewohnt; wie blühend und lachend hatte er damals ausgesehen, jetzt lag er still und kalt in dem tiefen, weißen Schnee. Ein Zittern ergriff Christinen, kaum vermochte sie die Fragen zu thun:

„Wie kommen wir hierher? Dies ist nicht unser Weg! Wohin fahren wir?“

„Es war nicht meine Absicht, diese Straße zu wählen, aber wir verfehlten den Bahnzug und können London heute Abend nicht mehr erreichen. So hielt ich es für besser, nach irgend einer kleinen, stillen Stadt zu fahren, wo Du die Nacht ruhen kannst; morgen sollst Du bestimmen, wohin Du zu reisen wünschest. Ist es Dir recht, Christine?“

„O ja.“

„Du bist doch nicht böse? Du mußt es selbst einsehen, wir konnten den Zug nicht mehr erreichen.“

„Gewiß.“

Die kurzen, scharfen Antworten, das letzte Aufbieten einer eingebildeten Stärke, die im Sinken ist, drangen tief in das Herz des edlen, großmüthigen Mannes, der wohl wußte, was Kummer war. Er hatte Christinen ein ganzes Jahr lang beobachtet, mit jenem Ernst, jener Wachsamkeit, welche nur die Liebe lehren, besonders jene

Liebe, die, im schon reiferen Lebensalter erblüht, eine Ruhe und eine Selbstverleugnung besitzt, deren die heiße Liebe der Jugend sich nur selten rühmen kann. Doctor Grey empfand für Christinen die Liebe, welche der amerikanische Dichter so wunderbar schön und ergreifend in den Worten schildert: „Wer ein Weib wahrhaft liebt, wird sie nur dann heirathen, wenn er die feste und heiligste Ueberzeugung gewonnen hat, daß er der beste und passendste Mann sei, den sie von allen Männern der Welt wählen kann.“ Das heißt, der Eine, der sie mit so vollkommener, unbegrenzter Liebe umfaßt, daß er bereit ist, die ganze Verantwortlichkeit ihres künftigen Lebens auf sich zu nehmen, ihr Glück, ihr Leid, ihre Eigenthümlichkeiten, Schwächen und Fehler, Alles, Alles, und sie doch gleich stark und innig fortzulieben.

Alle diese Gefühle, obgleich er sie nicht aussprach, waren klar und deutlich auf dem Antlitz von Christinen's Gatten zu lesen, wie er sie schweigend und unbemerkt beobachtete, während sie durch die Winterlandschaft dahinfuhren. Plötzlich brach die Sonne vor dem Untergehen durch die bleifarbigen Schneewolken und warf ihre matten Strahlen durch das Fenster des Wagens.

Christine, von dem Lichte geblendet, schloß die Augen und es lag eine Hoffnungslosigkeit auf ihrem Gesicht, die nur mit Schmerz dort zu sehen war. Noch immer hing der Blick ihres Mannes an ihr. Ein Seufzer hob seine Brust — ein trauriges Zeichen für einen Hochzeitstag. Dann aber erglänzte sein Angesicht von einem Lichte, schöner und heiliger als selbst das Leuchten der Liebe, oder vielleicht ist es der Kern aller Liebe und die edelste

Vollendung derselben, die sich bis zur Höhe des Selbstvergessens, der Selbstverleugnung emporschwingt.

„Wie matt und angegriffen sie aussieht! Aber ich werde Dich schon gut pflegen und behüten, mein liebes, armes Kind!“

Die Worte klangen so sanft und beschwichtigend, als ob er sie zu einem seiner Kinder gesagt hätte, und er zog das junge Mädchen an sein Herz, mit einer zarten und innigen Väterlichkeit, welche in seiner Natur zu liegen schien, einer rührenden und doch beruhigenden Zärtlichkeit, wie solche der armen Christine niemals in ihrem traurigen, einsamen Leben erzeigt worden war. Alle ihre Zweifel und Befürchtungen entflohen vor diesem Ausdruck seines ganzen Wesens. Sie vergaß in dem Augenblick, daß sie verheirathet war; alles sie Drückende und Quälende verschwand aus ihrem Gedächtniß, nur Doctor Grey's Güte und Zartheit, seine nie rastende Fürsorge standen im hellsten Lichte vor ihr, und dabei das Gefühl, wie sehr sie des Schutzes bedürfe. Sie wandte sich zu ihm, sie selbst schmiegte sich fester an ihn, und unter heißen, leidenschaftlichen Thränen sagte sie:

„Ich habe Niemand in der Welt als Dich! O, sei gut gegen mich!“

„Das werde ich sein, so wahr mir Gott helfe!“ erwiderte Arnold Grey.

Zweites Kapitel.

St. Bede ist von den kleineren Collegien in Avonsbridge eines der ältesten. Das Bild seiner Gründerin hängt sowohl in den Hörsälen als in dem Versammlungszimmer und sie blickt mit ihrem süßen, leidensvollen Antlitz, welches von dem enganschließenden Käppchen umrahmt ist, das zur Zeit des Krieges der Rosen die gebräuchliche Tracht war, auf die Studenten und Lehrer mit sanftem Lächeln herab.

Das Gebäude selbst hat keine besondern architektonischen Schönheiten, nur durch seine Alterthümlichkeit zeichnet es sich aus. Seine Höfe sind still und düster, seine Umgebungen ziemlich eng begrenzt und die ihm zugehörenden liegenden Gründe nicht bedeutend. Es besitzt in der Nähe nur den großen Garten der Rectorei und außerdem eine am andern Ufer des Avon befindliche Promenade, die von alten, herrlichen Bäumen eingefaßt ist, und zu der eine höchst seltsame Brücke führt. Das Rectorhaus liegt dem Flusse so nahe, daß man von seinen Fenstern mit der größten Bequemlichkeit einen Stein in das dunkle, langsam fließende Wasser werfen kann, welches an dieser Stelle noch ruhiger und tiefer erscheint, als bei den an-

dern Collegien und Stiftshäusern, an denen es vorüberfluthet. St. Bede ist, wie schon einmal erwähnt, kein sehr großes Collegium, selten zählt es mehr als funfzig Studenten und Schüler, und sein Ruf, sowohl die Leistungen auf dem Felde der Gelehrsamkeit, als auf dem Gebiete körperlicher Geschicklichkeiten betreffend, ist nur von anständiger Mittelmäßigkeit. Schon seit Jahren hat es keinen ausgezeichneten Mann in die Welt gesandt, weder als Meister im Wettkampfsegeln oder als Helden im Ballspiel, noch in den Senat.

In der letzten Zeit hätte es beinahe einen solchen erzogen, in einem jungen Mann, der zu Allem, aber auch zu Allem Talent besaß, ein Meister in jeder Leibesübung und Geschicklichkeit, ein offener Kopf, mit brillantem Verstande war, der, wenn seine körperlichen und geistigen Fähigkeiten durch edle, fest sittliche Grundsätze unterstützt worden wären, alle Studenten überflügelt haben würde. Als aber entdeckt wurde, daß er sich nicht nur gegen die bestehenden Gesetze des Collegiums vergangen, sondern sich sogar gegen die menschliche Gesellschaft im Allgemeinen straffällig benommen, ward er von St. Bede ausgewiesen. Obgleich die ganze Angelegenheit so geheim als möglich gehalten wurde und die Einzelheiten nur dem Rector, den Lehrern und dem Dechanten bekannt waren, so bildete sie doch für einige Zeit das Tagesgespräch, nicht allein in dem Collegium, sondern in der ganzen Stadt, bis die Wogen des täglichen Lebens, die so schnell über den Häuptern der Guten wie der Bösen zusammenschlagen, auch über dem von Edwin Uniacke dahinrollten und ihn in Vergessenheit brachten.

Nachdem die heftige Aufregung, welche dieser bedauerliche Vorfall hervorgerufen, sich gelegt hatte, kehrten Ruhe und Friede in das Collegium von St. Bede zurück, ein Zustand, der voraussichtlich lange nicht wieder gestört werden sollte. Die jetzt dort anwesenden Schüler waren wohlgeartete und harmlose junge Leute, außerdem gab es nur den Rector, den Dechanten, drei Lehrer und ungefähr zwölf bejahrte Mitglieder und Inwohner des Stifts, alte, grauköpfige Männer, welche eine ganz gemächliche Existenz dort genossen und ihre Abende im Versammlungszimmer verplauderten oder in einem gemüthlichen Schläfchen verbrachten. Selbst ein solches Ereigniß wie des Rectors zweite Heirath hatte kaum Macht genug, St. Bede aus seiner ruhigen Gleichförmigkeit aufzustören.

Es war in der That ein friedlicher Ort. Der Eingang war nicht vorn von der Hauptfront, in einer abgelegenen Nebenstraße lag der alterthümliche große Thorweg, durch den man in eine Welt des Mittelalters trat. Der Glockenthurm mit der Glocke, unter der eine Sonnenuhr angebracht war, stand auf dem ersten Hofe, von welchem man durch einen Gang, der, wie es meist in solchen Collegien der Fall ist, den Eßsaal auf der einen, die Speisekammern auf der andern Seite hatte, in den zweiten Hof trat. Dieser bildete wieder ein großes Viereck, um das sich Kreuzgänge von einfacher, unschöner, doch höchst alterthümlicher Bauart hinzogen. In der Ecke des einen derselben war die Thür, welche zu der Privatwohnung des Rectors führte.

Abgeschlossen war sie wohl, dennoch einen Theil des Ganzen bildend, des grauen, düsteren Gebäudes, und wie

alle diese Stiftswohnungen hatte sie durchaus nichts Heimisches und Trauliches; besonders war der erste Eindruck, den sie hervorrief, ein banger und beklemmender. Die Alterthümlichkeit der Zimmer wie der Einrichtung vermehrte dieses Gefühl nur noch. Wenn man, nachdem die schmale Eingangshalle durchschritten, die breite steinerne Treppe erstiegen war, in eine lange, enge, geheimnißvolle Galerie trat, die mindestens schon seit zwei Jahrhunderten so unverändert ausgesehen hatte, überkam Jeden ein unwillkürlicher Schauer, als ob das warme menschliche Leben plötzlich mit den bleichen Gespenstern der Vergangenheit in Berührung käme. Man vermochte den unheimlichen Gedanken nicht loszuwerden, daß an diesen eichenen Tischen Viele gespeist, auf diesen hochlehnigen Stühlen gesessen, auf diese geschwärzten alten Porträts geblickt hatten, die schon lange, lange ehe man geboren war, in ihren Gräbern ruhten, und daß Andere an diesem nämlichen Orte sitzen, essen, sprechen und lachen würden, wenn man selbst nur noch Staub und Asche sei.

Der Eindruck von der großen Wandelbarkeit alles Irdischen, den die meisten sehr alten Häuser hervorrufen, wurde in diesem Hause noch dadurch vermehrt, daß es seinen Bewohnern nicht durch erblichen oder erworbenen Besitz angehörte, und sie deshalb auch nie irgend welche Familienerinnerungen hinterließen; sie kamen und gingen, mit der ihnen zugehörenden Habe, und das einzige Zeichen, daß sie jemals dort gelebt, war vielleicht ihr Name auf einigen dem Collegium geschenkten Büchern, oder ihr einsames Bild in einem der Säle. Des alten Derwisch Ausspruch zu dem morgenländischen König:

„Herr, dies ist kein Palast, sondern eine Karavanserai“, konnte hier auch seine Anwendung finden. Es war kein „zu Hause“, kein gemüthliches Daheim, es war eine Stiftswohnung. Bis vor anderthalb Jahren, als Doctor Grey das Rectorat übernahm, war nicht das Antlitz einer Frau dort gesehen, oder eines Kindes Fuß dort gehört worden, seit beinahe zwei Jahrhunderten. Alle die Rectoren waren unverheirathet gewesen, ernste, düstere Männer in schon vorgerücktem Alter. Doctor Arnold Grey's Mitgliedschaft hatte früh geendet und schnell war er vom Lehrer zum Dechanten und endlich bis zum Rector emporgestiegen, so daß St. Bede früher niemals ein so junges Oberhaupt besessen als ihn. Dies hätte möglicherweise ein Grund werden können, um seine Erwählung zu tadeln, aber erstens war er persönlich zu beliebt und dann beseitigte auch die Art, wie er sich in der bedauerlichen Angelegenheit mit Edwin Uniacke benahm, die letzten Einwände gegen ihn. Er hatte das Ganze mit einer so großen Umsicht und Sicherheit zu Ende geführt, daß die alten, zaghaften und einfältigen Mitglieder des Collegiums, wie auch die Familie Uniacke, denn der Jüngling besaß vornehme Verwandte, sehr zufrieden waren, daß die unglückliche Geschichte nicht unter dem letzten Rector geschehen war, der in seiner Beschränktheit und Schwatzhaftigkeit sie zum Gegenstand des Gespräches von ganz England gemacht haben würde, während die kluge und energische Handlungsweise Doctor Grey's das Geschwätz bald zum Schweigen brachte und man jetzt selbst in den Mauern des Stiftes kaum mehr an den Vorfall dachte.

Feierlich und friedlich, als ob niemals Kampf und

Streit oder ein tragisches Ereigniß in ihnen vorgekommen wäre, lagen die alterthümlichen Gebäude des Collegiums von St. Bede da, schön sogar anzuschauen in dem verklärenden Lichte des Mondes, das in langen Streifen in der vorhin erwähnten Galerie von einem Fenster zum andern fiel. Fast gespensterhaft sah es dort aus, wie der bleiche Mondschein auf den alten Bildern spielte, und dennoch liefen zwei kleine Gestalten furchtlos durch den langen Gang hin, wie sie es jeden Abend nach acht Uhr zu thun pflegten, seitdem die beiden alten Gemächer an jedem Ende der Galerie in ein Speisezimmer und in die Kinderstube umgewandelt worden waren. Die Kinder des Rectors waren zu bekannt und vertraut mit all den dunkeln, unheimlichen Winkeln und Ecken, um nur die leiseste Furcht zu empfinden, und außerdem waren sie durchaus nicht phantastisch oder einbildungsreich. Für Arthur war eine Hand voll „Murmel", besonders wenn wie jetzt sich eine von weißem Marmor darunter befand, die er mit Wonne in seiner Tasche fühlte, ein Gegenstand von viel größerer Wichtigkeit als alle die verstorbenen Rectoren, Erzbischöfe, Könige, Königinnen und Wohlthäter des Stiftes, deren ernste Porträts von den Wänden auf ihn herabblickten. Und Letitia war weit ängstlicher darüber, daß die Wachskerze, welche sie trug, auf ihr bestes, seidenes Kleid einen Fleck machen könnte, als erschreckt über die seltsamen Lichter und Schatten, die sie warf, wodurch es aussah, als ob all die alten Bilder ihr mit den Augen folgten. Keines der Kinder hatte etwas Anziehendes. Letitia mit ihrer langen, schmächtigen Figur und ihrem hellen, dünnen Haar sah fast wie ein verkleinertes Abbild

der Gründerin von St. Bede aus, jener bleichen, steifen, antiraphaelitischen Dame, deren Porträt in allen Größen und den verschiedensten Stellungen, je nach dem Geschmack des Malers, in den Sälen und Gängen des Collegiums hing. Arthur, der seiner Schwester folgte, war sehr verschieden von ihr, kräftig und markig von Gestalt, doch auch nicht hübsch, und ein Zug mürrischen Trotzes um seinen Mund schien anzudeuten, daß er gewiß sehr unartig sein könnte.

„Sagte ich es Dir nicht, Titia“, rief er, nach einer am Ende der Galerie offenen Thür zeigend. „In Papas Studirstube ist Feuer im Kamin. Ich wußte es ja, daß er heute zurückkommt, obgleich die Tanten uns nicht wollen aufbleiben lassen, wie er es uns doch versprochen hat. Aber ich thue es trotzdem. Oder wenigstens will ich wach im Bett liegen, selbst wenn es Mitternacht werden sollte, und sobald er an der Kinderstube vorbeigeht, rufe ich ihn herein.“

„Du vergißt“, entgegnete Titia, sich mit einer fast schon weiblichen Wichtigkeit emporrichtend, „Du vergißt, Arthur, daß Papa nun nicht mehr allein ist. Er wird jetzt nicht viel nach uns fragen, vielleicht nicht einmal zu Dir kommen, er hat ja nun Frau Grey.“

„Frau Grey?“

„Seine zweite Frau, Du weißt doch, die Tanten sagten, wir sollten sie stets so nennen, nicht anders. Ach, ich hasse sie!“

„Ich auch!“ rief der Knabe, seine Hand ballend. „Ich möchte sie tüchtig durchprügeln, weil sie unsern Papa geheirathet hat. Aber“ — Arthur hielt inne, von einer An-

wandlung von Reue ergriffen, „aber sie gab uns solche Massen von Kuchen. Und dann sah sie auch so hübsch aus.“

„Hübsch! Ihr Knaben habt einen so schlechten Geschmack“, rief die kleine Dame verächtlich. „Es soll mich nicht wundern, wenn Du sie lieb gewinnst, denn die Tanten sagen, sie ist eine ganz gewöhnliche Person und das wird Dir schon gefallen. Ich aber werde sie gar nicht beachten.“

„Daraus wird sie sich viel machen! Wer fragt groß nach Dir? Du bist ja nur ein Mädchen.“

„Ich bin ganz froh, daß ich nicht solch ein häßlicher, roher Knabe mit schmuzigen Händen, wie Du, bin.“

Arthur's Antwort wurde kurz und bündig mit einer Hand der Schwester beigebracht. Es war dies seine Gewohnheit sich an der viel klügeren, besonneneren Lätitia und ihrer scharfen Zunge zu rächen. In seiner größeren Kraft lag sein einziger Vortheil ihr gegenüber und er benutzte ihn. Ritterlichkeit kommt meist nicht von selbst in die Natur eines Knaben, und sie sowohl als liebende Nachsicht und Güte wurden diese Kinder nicht von ihrer Wärterin gelehrt.

Letitia brach in das Geschrei der beleidigten Unschuld aus, und die Kinderfrau, welche am Fuß der Treppe stand, gab sich nicht erst die Mühe, nach der Ursache des Zankes zu fragen und diesen zu schlichten, sondern sie that nach ihrer alten hergebrachten Gewohnheit und prügelte beide streitende Parteien; in dem festen und guten Glauben, daß sie stets Strafe verdienten.

„Geht zu Bett, Ihr bösen Kinder, Ihr könnt doch

nie ohne Zank bei einander sein!" so rief die scharfe Stimme, Letitia's leiseres Weinen und Arthur's wildes Schluchzen übertönend.

Das Mädchen gab nach, aber der Knabe wollte nicht kommen, und erst nach einem förmlichen Kampfe zwischen ihm und der starken, kräftigen Frau ward er überwältigt und fortgeschleppt, wobei er jedoch immer versicherte, er würde sich schon rächen, sobald nur sein Vater zurück wäre.

Letitia folgte ziemlich ruhig, als ob der Vorgang ein zu oft wiederkehrender sei, um ihn noch weiter zu beachten. Die einzige andere Zeugin dabei war die Gründerin von St. Bede, die aus ihrem goldenen Rahmen wie mit theilnehmenden Augen auf die mutterlosen Kinder zu blicken schien, gerade als ob sie sich ihrer beiden kleinen Söhne erinnere, deren traurige Geschichte zu bekannt ist, um sie hier noch einmal zu wiederholen.

Ja, es waren arme mutterlose Kinder, nicht nur jetzt, sie waren es von ihrer Geburt an gewesen. Selbst als ihre Mutter noch gelebt, hatte dieselbe sie dieser strengen und oft so heftigen Wärterin überlassen, aus ihrer Obhut waren sie nie gekommen.

Phillis konnte keine gewöhnliche Frau genannt werden. In ihrem Gesicht, in der breiten, klugen Stirn, den forschenden, schwarzen Augen, dem festen, vollen Munde lagen Charakter und Intelligenz. Obgleich sie über dreißig Jahr alt war, sah sie doch noch gut aus, und wenn sie gefallen wollte, konnte ihr Gesicht sogar angenehm werden. Einem Menschenkenner würde nicht entgangen sein, daß ihre Natur heftig und leidenschaftlich war, und diese Ent-

deckung mußte besonders erschrecken, wenn man bedachte, daß heranwachsende Kinder ihrer Obhut anvertraut waren. Ueber ihre Herrschaft in dem Kinderzimmer konnte man sich nicht wundern, wenn man auf sie blickte, nur darüber, daß eine Mutter ihr gestattet hatte, solche zu erlangen.

Phillis war in die Familie als Letitia's Amme gekommen, ihre Geschichte glich dem traurigen Schicksal der meisten dieser Frauen. Nachdem ihr eigenes Kind gestorben war, widmete sie sich ihrem Pflegling mit einer so ausschließlichen Liebe und Hingebung, daß sie der Mutter alle Sorge und Mühe für das kleine Wesen abnahm. Und obgleich manche Kämpfe und Stürme mit ihr zu bestehen waren und der Dienst ihr mehr als einmal gekündigt wurde, so blieb sie doch, denn sie war zu unentbehrlich im Hause.

Und in einer Art erfüllte Phillis auch ihre Pflichten auf das Gewissenhafteste. Was die körperliche Pflege anbetraf, so gab es schwerlich Kinder, welche besser versorgt wurden, als die kleinen Greys. Sie waren stets reinlich und ordentlich, mit glattem Haar und saubern Kleidern und sogar in einem gewissen äußerlichen Sinne wohlerzogen. Die Ruthe, welche Phillis in der Kinderstube hatte, hielt eine gewisse äußere Disciplin aufrecht und brachte selbst gute Manieren bei, wenigstens was Phillis als solche anerkannte; auch Moral wurde durch sie gelehrt, freilich nach der Art, welche die Herrscherin in dem kleinen Reiche für richtig hielt. Außerdem machte Phillis' eigener Wille oder besser ihr Despotismus die Gesetze, denen die Kinder gehorchen mußten. Sie lehnten sich dagegen auf, es

gab Zeiten, da sie die Wärterin haßten, und doch hatte sie großen Einfluß auf sie, den größten, der jemals über sie ausgeübt worden war. Der Kampf zwischen den beiden Parteien hatte auch erst begonnen, seitdem die Kinder alt genug waren, den Unterschied zwischen Recht und Willkür, erzwungener Unterwerfung und pflichtschuldigem Gehorsam zu begreifen. Gegen ganz kleine Kinder war Phillis stets zärtlich und gütig, ja sogar von leidenschaftlicher Liebe.

So auch jetzt zu Oliver, der bei dem Sturm und Streit, welcher sich im Kinderzimmer erhob, weinend erwachte und in ihren Armen mit den süßesten Schmeichelnamen und Liebkosungen wieder in den Schlaf gebracht ward, während zwischendurch die heftigsten Drohungen und härtesten Scheltworte an Letitia und Arthur gerichtet wurden, die endlich mißmuthig und schweigend zu Bett gingen, in Feindschaft mit einander, mit Phillis, ja mit der ganzen Welt.

Doch der Kummer in eines Kindes Herzen ist vorübergehend; und nach und nach nahm Titia's klagendes Gesicht den Ausdruck ruhigen Schlafes an, während die Zornesröthe von Arthur's Wangen auch verschwand. Oliver war schon lange wieder in sein Bettchen gelegt und Phillis setzte sich zu ihrer Näharbeit nieder, sie, die Regentin dieser jetzt so stillen Kinderstube.

Während dieser Vorgänge saßen in dem am entgegengesetzten Ende der unheimlichen Galerie liegenden Zimmer die beiden andern Erzieherinnen und Beschützerinnen dieser drei Kinder, „die Tanten“, Fräulein Grey und Fräulein Gascoigne; denn diese Damen bewohnten noch immer

die Rectorei. Doctor Grey hatte Christinen gefragt, ob sie wünsche, daß dieselben sich entfernten, denn da sie ein hübsches, ihnen gehörendes Haus nahe bei Avonsbridge besaßen, würde es keine Schwierigkeiten verursacht haben, aber sie hatte gleichgültig geantwortet: „Sie mögen thun, wie es ihnen am besten paßt". Was ihr am meisten zusagte, daran schien sie kaum zu denken. Ach, die geheiligte, süße Einsamkeit zu Zweien, nach der die meisten jungen Frauen rechtmäßig verlangen, schien für Christine durchaus keine Nothwendigkeit.

Aus diesem Grunde hatten die beiden Damen, die gleich nach dem Tode ihrer Schwester ins Haus gekommen waren, erklärt, sie würden wenigstens vorläufig dort bleiben „zum Wohle der armen Kinder". Jetzt saßen sie, mit ihren besten Kleidern angethan, höchst feierlich am Kamin, die Zurückkunft des Vaters und der Stiefmutter der Kinder zu erwarten, „dieser jungen Person", wie sie dieselbe stets nannten.

Was Doctor Grey in seiner Häuslichkeit zu leiden hatte, welcher Widerstand ihm entgegentrat, als er die Absicht aussprach, sich wieder zu verehelichen, das wußte er am besten und er schwieg darüber. Doch er sagte, wie jeder Mann unter den gleichen Verhältnissen zu sagen das Recht hat: „Ich will heirathen", und er hatte es gethan. Uebrigens war er ein viel zu gerechter Charakter, um nicht einzusehen, daß Christine für seine Schwestern nur noch die Tochter des Organisten, die Erzieherin im Hause des Goldschmieds war, während sie die hochgeborenen, zur besten Gesellschaft gehörenden Damen waren. Aber er kannte sie und auch Christinen, und somit sorgte

er sich nicht, daß noch Alles gut werden würde. Wie die beiden Tanten jetzt zusammensaßen, bildeten sie einen großen Gegensatz. Fräulein Grey, die ältere, war eine kleine, kugelrunde Dame, mit einem sanften, rosig weißen, vollen Gesicht und weichen, dicken Händchen, eines dieser weiblichen Wesen, die auf das Entschiedenste an eine kleine weiße Maus erinnern. Sie war weder klug noch gelehrt, aber sehr gut von Gemüth. Ihr ganzes Leben hindurch hatte sie Doctor Grey geliebt, ja angebetet. Von der Zeit an, da sie als größeres Mädchen den Knaben auf ihrem Schooße gewiegt, durch ihre kurze Jugend hin, da sie mit Herrn Gascoigne verlobt war, der aber bald starb, bis jetzt, wo sie schon die Mitte des Lebens überschritten, hatte es nie Jemand gegeben, der sich mit „ihrem Bruder Arnold“ messen konnte. Treue und Anhänglichkeit sind seltene Tugenden, deshalb wollen wir darüber die andern kleinen Schwächen von Marie Grey vergessen oder mit Schweigen übergehen.

Fräulein Gascoigne war keine Dame, bei welcher ein solches Uebergehen anwendbar war; nichts würde sie mehr beleidigt haben. Von ihrer hochgetragenen Nase bis zu ihrer hellen Stimme und ihrem entschiedenen Wesen war Alles an ihr sehr „prononcirt“. Sie wäre nicht zu übersehen oder in eine Ecke zu placiren gewesen. Ehe sie nicht beachtet wurde, wenn diese Möglichkeit überhaupt vorhanden war, würde sie sich selbst bemerkbar gemacht haben, sollte es selbst auf nicht angenehme Weise sein. Sie war eine noch hübsche, stattliche und kluge Dame, freilich nicht klug genug, um einzusehen, daß es in der Welt doch noch einige Menschen gab, die ihr überlegen

waren. Sie fühlte sich von ihrem eigenen Werth, ihrem hohen Geist so vollkommen durchdrungen, daß sie der Welt diese ihre Meinung beigebracht hatte. Sie war auch wirklich sehr bewundert worden, jetzt aber ließ es nach, nur die liebe, sanfte Marie Grey war noch fest überzeugt, daß, wie kein Mann „dem guten Arnold“ gleichkam, keine Frau sich mit „der theuren Henriette“ messen konnte.

Es liegt immer etwas Rührendes in dieser Art enger Verschwisterung zweier Frauen, welche nicht durch die Bande des Blutes verbunden sind. Es deutet an, daß sie wohl für ein noch edleres, heiligeres Bündniß gepaßt hätten, für die Ehe oder für die Pflichten der Mutter. Auf der andern Seite übt ein solches nahes Beisammensein eine beengende Gewalt. Niemals können zwei Menschen, selbst nicht in der Ehe, so ganz allein zusammenleben, ohne in eine Art zweifache Selbstsucht zu verfallen, indem sie den gegenseitigen Launen, Eigenheiten und Schwächen Vorschub leisten, wie der gesunde und weiter ausgedehnte Boden des Familienlebens es nicht leicht möglich machen würde. Und da es beinahe immer der Fall ist, denn sonst würde und könnte ein solches Verhältniß nicht Dauer haben, daß einer von ihnen die Obergewalt gewinnt, einer befiehlt und der andere gehorcht, so ist das Resultat kein gutes und veredelndes für beide Theile. Man konnte die Wahrheit dieser Behauptung in dem vorliegenden Falle leicht erkennen, wenn man auf Fräulein Gascoigne blickte, deren ruhelose Lebhaftigkeit, deren stolze, noch von leidenschaftlichem Feuer blitzenden Augen ihrer ganzen Erscheinung und ihrem verblühenden Antlitz einen fast peinlichen Ausdruck von Ju-

gend gaben, während Fräulein Grey schon die ältere Dame war und in ihrer fast schläfrigen Gelassenheit weder einen eigenen Gedanken, noch eine selbstständige Meinung zu haben schien. Dies wär die dunkle Seite der Sache, aber es gab auch eine helle und schöne, denn unmöglich hätten zwei Frauen, und überdies unverheirathete, vermocht, seit beinahe zwanzig Jahren in Eintracht und Freundschaft zusammen zu leben, ohne daß in beiden ein echter, guter Kern und moralischer Werth gelegen, der eine gegenseitige Treue und Anhänglichkeit hervorgerufen hatte, die nicht nur rührend, sondern für beide höchst ehrenhaft waren.

Schweigend saßen sie an diesem Abend beisammen, in jenem Schweigen, das so oft zwischen Zweien ist, die stets mit einander sind und oft das Sprechen nicht für nöthig halten. Endlich brach Fräulein Gascoigne die Stille mit den Worten:

„Ich möchte eigentlich wissen, wie Doctor Grey zu dem Wunsche kam, daß die Kinder bis zu seiner Rückkehr aufbleiben sollten. Als ob ich das erlauben würde! Und beim Thee gleich noch eine Mahlzeit anzuordnen. Es wundert mich nicht, daß Barker so erstaunt aussah. Er weiß doch, daß meine arme Schwester stets zur rechten und passenden Zeit ihre Mahlzeiten hielt, nie anders. Das wird wohl die junge Person veranlaßt haben. In ihrer Stellung hat sie gewiß immer um ein Uhr zu Mittag gegessen und wird deshalb Abends wieder hungrig sein.“

„Wahrscheinlich“, sagte Fräulein Grey zustimmend. Widerspruch gab es bei ihr nicht, am wenigsten gegen

ihre Freundin Henriette. Diese schaffte unruhig im Zimmer umher. Jetzt schürte sie das Feuer, dann trat sie vor den Spiegel, ihren Kopfputz zu ordnen, keine Mütze, denn Marie Grey blieb dabei, daß „ihre liebe Henriette noch viel zu jung sei, um Hauben zu tragen", und diese hatte ihr in diesem Punkte gütigst nachgegeben, und ließ sehr gern ihr glänzend schwarzes Haar noch bewundern, dessen auffallende Schwärze und tiefer Glanz ihr Geheimniß waren.

„Was ist die Uhr? Wahrhaftig, halb zehn. Das ist stark, fast ungezogen, uns so lange auf den Thee warten zu lassen. Das hat sich Dein Bruder früher niemals erlaubt."

„Ich hoffe, es wird kein Unglück geschehen sein", entgegnete Fräulein Grey ängstlich. „Der Schneefall ist am Ende der Eisenbahn gefährlich geworden."

„Marie, wenn Du nur etwas nachdächtest, aber mir scheint, als thätest Du es täglich weniger, so müßtest Du wissen, daß sie gar nicht auf der Eisenbahn kommen, natürlich nicht. Doctor Grey würde ja heute an dem Tage, da die Ferien beendet sind und die meisten Lehrer und Professoren zurückkehren, zu viele Bekannte getroffen haben, denen er seine junge Frau hätte vorstellen müssen. Jeder hätte ihn ausgelacht, und mit Recht. Wahrhaftig, ein alter Narr ist noch schlimmer als ein junger."

„Henriette!" erklang bittend die Stimme der Schwester, „Henriette, Du weißt, mein lieber Arnold ist kein Narr. Nie in seinem Leben hat er etwas Unkluges gethan, es sei denn vielleicht diese unglückselige Heirath. Und die junge Frau kann sich ja noch weiter bilden. Ich

glaube, Jeder, der den Vortheil hat, in Arnold's Nähe zu leben, muß besser werden."

Fräulein Gascoigne, immer auf der Lauer nach Kränkungen, wandte sich blitzschnell um, doch auf dem sanften, etwas einfältigen Gesicht ihrer Freundin war auch nicht ein satirischer Zug zu entdecken. „Meine gute Marie, Du bist die größte —"

Was die gute Marie war, blieb diesmal unausgesprochen, ein seltener Fall, wenn Fräulein Henriette eine bittere Bemerkung zu machen hatte, denn die schwere, eichene Thür ward aufgerissen und Barker, der Hausdiener, der sich als eine der wichtigsten Stützen von St. Bede betrachtete, rief mit seiner klangvollen Stimme: „Der Herr Rector und Frau Grey!"

Und so förmlich und feierlich wie eine Fremde in ihrem eigenen Hause angemeldet, kam Christine heim.

Die beiden Tanten erhoben sich von ihren Sitzen. Entweder entsprang diese Höflichkeit aus angeborenem Schicklichkeitsgefühl, oder ihre große Ueberraschung brachte sie hervor. Die Erscheinung der jungen Frau, die anmuthig und doch würdevoll vor ihnen stand, zwang sie zu der Anerkennung, daß sie eine Dame vor sich sahen, und zwar eine Dame, wie Avonsbridge mit all seiner Aristokratie der Geburt und des Geistes nicht viele ihres Gleichen aufzuweisen hatte. Auch in dem einfachsten grauen Anzuge würde Christine fein und vornehm ausgesehen haben, doch jetzt machte ihre gewählte Kleidung, Seide und kostbares Pelzwerk, ihr Aeußeres noch distinguirter. Doctor Grey hatte über ihre einfache Ausstattung gelächelt und bald Alles mit dem Ausspruch geordnet: „Meine

Frau muß dies haben, jenes tragen". In dieser reichen, gewählten Kleidung, aus dem werthvollen Pelz von schwarzem Atlas trat Christinen's lichte, rosige, blühende Schönheit — sie war eine echte Tochter des alten Sachsenstammes — auf das Vortheilhafteste heraus, ja sie blendete ordentlich die Augen der beiden Damen, die sie erst vorhin noch „diese junge Person" genannt hatten. Ein Jeder, der nur einen nicht mit Absicht getrübten Blick hatte, mußte sehen und zugestehen, daß außer der Ungleichheit des Alters kein Unterschied zwischen den beiden Gatten stattfand, deren Heirath als eine so unpassende betrachtet wurde, wenigstens von einigen Seiten, und daß die junge Frau wohl befähigt war, ihren Platz neben dem hochgelahrten Doctor Grey, dem Rector und Haupte vom St. Bede-Collegium einzunehmen.

Doctor Grey stellte die Damen einander mit den kürzesten Worten vor.

„Christine, das sind meine Schwestern, dies Marie und hier Henriette, Fräulein Gascoigne."

Christine verbeugte sich, vielleicht ein Wenig förmlich, dann aber streckte sie ihre Hand zum Gruße aus, die nach einem scheuen Blick auf ihre Freundin von Marie Grey schüchtern erfaßt wurde. „Ich konnte nicht anders", erwiderte die gute Dame als Entschuldigung auf eine schwere Strafpredigt von ihrem Mentor; „ich war so sehr überrascht."

In Fräulein Gascoigne's entschiedener und mehr weltlicher Natur wurde die Ueberraschung schneller überwunden, um einer fast dem Schrecken ähnlichen Empfindung Platz zu machen, über die Anmuth, Schönheit und Würde,

die ihr so unerwartet entgegentraten; gefährliche Waffen in der Hand einer jeden Frau, doppelt gefährlich bei einer so jungen wie Christine. Nicht daß ihre Jugend so in die Augen gefallen wäre, durchaus nicht, denn Jeder, der sie vor ihrer Verheirathung gekannt, würde sie jetzt sehr verändert gefunden haben; sie sah gerade aus, als ob eine große, fremdartige Erschütterung ihr ganzes Sein aufgestört hätte und nun zur Ruhe gebracht worden wäre. In diesen letzten vierzehn Tagen war sie um Jahre älter geworden, das Mädchen hatte der Frau Platz gemacht. Dennoch war Christine sie selbst geblieben.

Wir Menschen sehen später oft ein, daß Veränderungen und Umwandlungen, vorausgesetzt, wenn sie Wachsthum und Reife mit sich bringen, eines der segensvollsten Naturgesetze sind, denn nur schwache Charaktere können in solchem Wechsel ihr innerstes Selbst verlieren. Wenn Doctor Grey sah, was Jeder, der sie liebte, bemerken mußte, daß Christinen's ganzes Sein eine gewaltige Erschütterung und Umwandlung erlitten hatte, so reichte sein Blick auch weit genug in ihre innerste Natur hinein, um weder über diese Veränderung erschreckt zu sein, noch sie zu beklagen.

Nachdem einige höfliche Redensarten über das Wetter, die Reise und andere Dinge gewechselt worden waren, blickte der Rector sich plötzlich um und fragte schnell:

„Marie, wo sind die Kinder?"

„Ich schickte sie zu Bett", erwiderte Fräulein Gascoigne würdevoll. „Sie konnten unmöglich so lange aufbleiben. Meine arme Schwester erlaubte es bei ihren Lebzeiten niemals."

Eine glühende Röthe stieg in Doctor Grey's Antlitz.

Mit einer schnellen, entschlossenen Bewegung, die den Herrn des Hauses verrieth, der nicht gesonnen war, sich sein ihm gebührendes Recht streitig machen zu lassen, stand er auf, zog die Klingel und gab dem eintretenden Diener die Weisung:

„Barker, fragen Sie die Wärterin, ob die Kinder zu Bett sind, wenn nicht, so wünsche ich, daß sie augenblicklich heruntergebracht werden; schlafen sie schon, so werde ich zu ihnen kommen."

Die Antwort auf diese Botschaft wurde in peinlichem Schweigen erwartet. Selbst Henriette schien zu fühlen, sie sei zu weit gegangen, und sie machte sich angelegentlich mit dem Theezeug zu schaffen, während die sanfte Marie, nachdem sie mit niedergeschlagener Miene nach ihrem theuren Arnold geblickt hatte, mit der größten Emsigkeit zu stricken begann, an den nie endenden Socken, in deren Beschaffung sie einzig und allein ihre Tantenpflichten gegen die Kinder erfüllte.

Christine saß in einem Lehnstuhl bei dem Feuer, noch an demselben Platze, zu dem ihr Gatte sie geführt hatte. Mit zerstreutem Blick sah sie die Einrichtung des Hauses an, das vermuthlich die Heimath ihres ganzen Lebens bilden sollte. Für's ganze Leben! Hatte das Gefühl des Unvermeidlichen und Unabänderlichen, so erschreckend für Manchen, so tröstend für Andere, die Macht, Christinen all die kleinlichen Dinge in ihrem rechten Lichte zu zeigen und den peinlichen Eindruck dieses ersten Eintrittes in die neue Familie weniger empfindlich zu machen? Es könnte so gewesen sein.

Barker brachte den Bescheid, daß alle Kinder fest

schliefen, aber Phillis habe gemeint, der Herr könnte natürlich hinauf kommen, wenn er wollte.

„Bitte, laß mich mitgehen!“ sagte Christine; „der kleine Oliver muß in seinem Bettchen so niedlich aussehen.“

Doctor Grey lächelte. Es war selten, daß er einmal ganze vierzehn Tage von seinen Kindern getrennt gewesen war, und das volle Vaterherz lag in seinen liebreichen Augen.

„So komm denn!“ rief er mit fröhlichem Blick. „Nicht wahr, Ihr gebt uns später unseren Thee, liebe Tanten!“

„Nun, sie scheint sich ja recht schnell hier heimisch zu machen!“ bemerkte Fräulein Gascoigne indignirt, noch fast ehe sich die Thür hinter Christinen geschlossen.

Fräulein Grey strickte eine halbe Nadel mit sehr bestürzter Miene und dann, als ob sie die glückliche Lösung einer großen Schwierigkeit gefunden, sagte sie zaghaft: „Aber, meine liebe Henriette, im Grunde ist sie doch auch zu Hause, es ist nun ihre Heimath.“

Heimath! — Durch die kalte, zugige Galerie, Barker mit den Wachskerzen voranschreitend, ging Christine dahin, die alten, verwitterten Porträts starrten ihr nach, daß es ihr war, als sähe sie gespenstige Gestalten; steile, enge Treppen von Stein wurden erstiegen, die ebenso gut in einen Thurm für Gefangene, als in den Schlafsaal eines Klosters führen konnten, nur nicht in gewöhnliche, behagliche Schlafzimmer. Und doch ging der Weg dahin, und als sie hineintrat, ergriff sie ein leiser Schauer. Es waren düstere, weite Räume, einer mit dem andern durch

ein paar Stufen verbunden, mit mächtig großen Betten, die nur geeignet schienen, um dort im vollen Anzuge vor dem Begräbniß zu liegen, nachdem man, das Gesicht zur Wand gekehrt, darin gestorben war, um dieses traurige, öde Leben mit der geträumten Freiheit jenes künftigen zu vertauschen. — Wenn das die Heimath war! — Christine erschauerte.

„Frierst Du? — Barker, gehen Sie, Frau Grey's Mädchen zu sagen, sie solle deren warmen Shawl heraufbringen. Im Anfange findet Jeder die Rectorei kalt und düster, doch Du wirst Dich daran gewöhnen. Warte noch einen Augenblick!“

Denn Christine drängte nach dem Kinderzimmer zu kommen, dessen Licht durch die angelehnte Thür schimmerte.

„Mein Weib, meine liebe Christine!“

„Was wünschest Du?“

Er legte seine Hände auf ihre Schultern und sie blickte in seine Augen, gerade hinein, denn sie waren fast von gleicher Größe. Es lag eine wehmüthige Ruhe in ihrem Antlitz, doch kein Zurückbeben vor ihm, kein Mißtrauen.

„Meine Gattin hat nicht nöthig, vor etwas oder irgend Jemand in diesem Hause erschrocken zu sein.“

„Ich weiß es.“

„Und nach und nach wird Vieles, was Dir jetzt fremd und seltsam erscheint, bekannt und vertraut werden. Glaubst Du es nicht?“

Sie lächelte — ein mattes Lächeln, aber wenigstens lag keine Abweisung darin.

„Noch Eines. Was nicht nach Deinem Sinn und

Willen sein sollte, worin man Dich kränken könnte, Du wirst es mir gleich sagen, mir, keinem Andern in der Welt. Vergiß das nicht."

„Gewiß nicht."

Doctor Grey beugte sich zu ihr, und in seiner unaussprechlich zarten und innigen Weise küßte er seine junge Frau, dann gingen sie nach dem Kinderzimmer.

Letitia und Arthur schliefen in zwei kleinen Gemächern, die neben der Kinderstube lagen, die so groß und alt war, daß sie vor Jahrhunderten, als St. Bede noch ein Kloster gewesen, gewiß den Schlafsaal für einige zwanzig Mönche gebildet hatte. Phillis saß in einer Ecke an ihrem Nähtischchen mit einer Handarbeit beschäftigt, wobei sie zugleich ein großes Bett im Auge behielt, auf dem, zusammengerollt gleich einer Rosenknospe, mit glühenden Wangen der schöne Knabe lag, an den Christine in den letzten Wochen täglich unzählige Male gedacht hatte.

„Nun Phillis, wie geht es Ihnen und Ihrem kleinen Völkchen?" fragte der Rector mit leisem Ton, als er durch die Stube ging; aber obgleich er sehr sacht auftrat, mußte sein Schritt doch zu bekannt sein, oder der Schlaf der Kinder war nur ein „Hasenschlaf", denn es erhob sich plötzlich ein großes allgemeines Rufen nach: „Papa, Papa!" Oliver sprang lachend und jauchzend empor und zappelte vor Vergnügen mit seinen kleinen, nackten Beinchen, als sein Vater ihn auf den Arm nahm. Arthur kam in dem luftigsten aller Costüme hereingestürzt, während Letitia etwas später folgte, nachdem sie erst ihr warmes, rothes Morgenkleid angelegt und ihr Nachtmützchen abgenommen hatte; denn selbst unter den aufregendsten

Umständen war Titia stets ein sehr „ordentliches und eigenes“ Kind.

Was möchten die Würdenträger von Avonsbridge gesagt haben, was die bejahrten, grauköpfigen, einsamen Mitglieder des Collegiums, was endlich die abgeschiedenen Geister der alten düsteren Mönche, wenn sie den Rector von St. Bede inmitten seiner Kinder gesehen, die ihn streichelten, ihn küßten, auf ihn einredeten, während er in einem solchen Rausch der Freude sich über sie beugte und sie an sein Herz drückte, daß sogar Christine für den Augenblick von ihm unbeachtet blieb. Doch nur für einen Moment. Dann wandte er sich zu ihr, die etwas zurückgeblieben und ernst und doch mit freundlichen Augen auf die kleine Gruppe schaute. Ihr Mann nahm sie bei der Hand und führte sie näher.

„Kinder, Ihr erinnert Euch gewiß noch dieser Dame? Sie war neulich sehr gütig gegen Euch; und jetzt wünsche ich daher, daß auch Ihr wieder sehr gut und artig gegen sie seid.“

„O, ja!“ rief Oliver seinen frischen, rosigen Mund zum Kusse hinhaltend. „Ich kann sie schon gut leiden. Wer ist sie? Wie heißt sie?“

Die einfachsten Fragen der Kinder sind oft die schwierigsten. Diese schien wirklich kaum zu beantworten. Als Doctor Grey es versuchen wollte, fiel sein Blick auf das Gesicht seiner kleinen Tochter, um ihren Mund zog sich die harte, scharfe Linie, welche sie ihrer Mutter so sehr ähnlich machte. Auch Arthur sah scheu und trotzig aus. Niemand sprach außer dem kleinen Oliver, der in seiner unschuldigen, kindlichen Weise Christinen am Kleide

zupfte und immer von Neuem fragte: „Wie heißt Du? Wie soll Dich Olly nennen?“

Was sie auch empfinden mochte, es war nicht von so großer Bedeutsamkeit für Aller Zukunft, doch ihr Mann mußte fühlen, daß der entscheidende Moment, die Krisis gekommen; wenn diese Gelegenheit unbenutzt blieb, ohne Christinen's Stellung zu sichern, so konnten vielleicht Jahre vergehen, ehe Alles in das rechte Geleise kam. Zwar erregt und doch mit einer Festigkeit, welche zu bekunden schien, er habe die Sache schon bedacht, sagte er: „Nenne sie Mama, mein Kind!“

Es erfolgte keine Erwiderung. Selbst Christine war einigermaßen betroffen, doch fühlte sie eine wohlthuende Regung ihr Herz durchbeben bei dem neuen Namen, der ihr so plötzlich gegeben wurde. Wie anders kam er über sie, als über die meisten Frauen, die nach und nach mit süßem Entzücken, mit heißem Sehnen und zitternder Furcht und Hoffnung dem Kinde entgegenblicken, dessen Dasein ihnen den heiligen Namen verleihen soll; und wenn auch nicht auf diese Weise der süße Klang zu Christinen drang, angenehm war er dennoch zu hören. Der mütterliche Instinct in ihr war so stark, daß selbst eine solche Mutter zu sein ihr lieblich erschien. Sie beugte sich nieder mit Thränen in den Augen, um die Kinder zu küssen, als Letitia mit scharfer Stimme und ganz unkindlichem Tone sagte:

„Niemand kann zwei Mama's haben, und unsere Mama ist auf dem neuen Kirchhofe begraben, die Tanten waren noch gestern Nachmittag mit uns dort.“

Wenn das kleine Mädchen den schärfsten Pfeil aus

dem Köcher ihrer Tante gewählt hätte, nein, wenn sie Fräulein Gascoigne selbst gewesen wäre, richtiger und verwundender konnte sie nicht das Ziel treffen. Denn die Waffe war mit Wahrheit gespitzt, unbestreitbarer Wahrheit, die, so schwer sie oft zu ertragen sein mag, doch von dem Menschen in vielen Verhältnissen ertragen und überdies als Recht hingenommen werden muß. Wehe dem, der durch feige Schwäche oder kurzsichtige Selbstsucht das Recht solcher Wahrheit bestreiten, oder leicht darüber hingehen möchte.

Wie peinlich auch die Lage Aller war, so peinlich, daß sie Doctor Grey ganz überwältigte und er schweigend dastand, so hatte Christine doch richtiges Einsehen genug, um das Unvermeidliche dieses Vorganges anzuerkennen. So bitter des Kindes Worte gewesen, und diese Bitterkeit war ihm erst beigebracht, sie hatten doch nur eine Thatsache ausgedrückt. In einem Sinne konnte Niemand zwei Mütter haben, und Christine gedachte wehmuthsvoll, ja fast mit einer Art Schuldbewußtsein an die im Grabe ruhende Frau, deren Kinder man jetzt lehren wollte, eine Andere mit dem heiligen Namen Mutter zu nennen. Doch dieses Weh ging vorüber; wenn sie die erste Frau Grey gekannt, würde es schwerlich so heiß gewesen sein. Das Eine aber stand fest, hier war sie, Doctor Grey's zweite Frau und somit die natürliche Hüterin seiner Kinder. Ihr Loos war entschieden, ihr Weg, ihre Pflicht lag klar vor ihr, sie mußte jenen gehen, diese erfüllen, wie schwer es auch sein mochte. Und in mancher Hinsicht war es vielleicht besser für sie, daß es Schwierigkeiten zu überwinden gab.

Sie sah, wie schmerzlich erregt ihr Gatte war, und eine Art Inspiration kam über sie und zeigte ihr, wie das Schwere zu lösen sei.

Sie versuchte Letitia an sich zu ziehen und sagte sanft und innig: „Du hast ganz Recht, mein liebes Kind, ich bin nicht Deine eigene Mama, keine Andere könnte dies Dir jemals wieder sein, aber ich will mich bemühen, sie Dir so gut als möglich zu ersetzen. Ich werde Dich in Obhut und Pflege nehmen, und nach und nach wirst Du mich schon lieb gewinnen. Du kannst mit mir, so viel Du willst, von Deiner lieben, gestorbenen Mama sprechen.“

„Sie kann sich gar nicht mehr auf sie besinnen!“ rief Arthur verächtlich.

„O, ja! ich erinnere mich ihrer wohl“, entgegnete Letitia. „Sie war sehr hübsch und trug immer so schöne Kleider.“

Wieder trat Schweigen ein und wurde von Neuem durch Christine unterbrochen.

„Wenn es den Kindern recht wäre, so würde ich vorschlagen, daß sie, da sie Frau Grey „Mama“ nannten, mich „Mutter“ nennen möchten. Es ist ein angenehmeres Wort als Stiefmutter, und ich hoffe, ihnen bald eine wirkliche Mutter zu sein.“

„Davon bin ich überzeugt“, erwiderte Doctor Grey mit sanftem Ton, während er Oliver aus seinen Armen ließ; und nachdem er alle drei Kinder geküßt, bat er die Wärterin, sie wieder zu Bett zu bringen.

Phillis, die abseits gestanden und mit ihren großen, schwarzen Augen die junge Frau gemustert hatte, war

schon zu einem Resultat gekommen, was wohl die Zukunft der Kinder sein und wie ihre eigene Autorität sich ferner halten würde. Einen bedeutenden Theil zu diesem Abschluß hatte der Umstand beigetragen, daß Christine, so sehr von andern Dingen in Anspruch genommen, das Kinderzimmer betreten und verlassen hatte, ohne von ihr, von ihr, Phillis, die geringste Notiz zu nehmen.

Doctor Grey schritt seiner Frau voran, durch ein Labyrinth von Gängen und Gemächern sie zu einem weit entlegenen Zimmer führend. Ein helles Feuer brannte in dem alterthümlichen Kamine und warf einen hellen, freundlichen Schein auf den weißen Toilettentisch, das rothe Sopha, das weiße Bett. Es war ein comfortables, elegantes, schönes Gemach, so recht das Zimmer einer Dame, welches aus jeder Ecke der neuen Besitzerin ein Willkommen zurief.

„O, wie hübsch, wie reizend!“ sagte Christine. Sie war nicht für übertriebenen Luxus, aber sie liebte schöne und anmuthige Dinge, vielleicht um so mehr, weil sie deren nie besessen. Selbst jetzt, obgleich ihr Herz noch voll und schwer war, blieb sie doch nicht unempfindlich gegen den traulichen, lieblichen Eindruck, den dieses Gemach auf Jeden hervorbringen mußte.

„Ich habe das Zimmer neu eingerichtet, ich dachte, es würde Dir lieb sein.“

„Ja, es freut mich so! Wie gütig Du bist!“

„Gütig — immer nur gütig!“

Christine ließ ihre Blicke durch das Zimmer schweifen, dort in einer Ecke, gerade als hätte sie sich nie von ihnen getrennt, standen all die Schätze ihrer Mädchenzeit, ihr

Stuhl, ihr Nähtisch, das Schreibpult und all die andern Kleinigkeiten. Jetzt ahnte sie die Lösung des Geheimnisses. Einst würde sie vielleicht in Thränen ausgebrochen sein, warme Herzensthränen, jetzt seufzte sie nur.

„O, wie gut Du gegen mich bist!"

Ihr Mann küßte sie leise. Sie litt es ohne Widerstand, aber von Neuem seufzte sie. Er blickte sie forschend an und fragte: „Christine, sage mir offen, hat Dich der Vorgang gekränkt — ich meine der mit den Kindern?"

„Nein, durchaus nicht. Er war unvermeidlich."

„Das ist wahr. Viele Dinge im Leben, ebenso unvermeidlich, können uns noch begegnen und müssen getragen, selbst überwunden werden, wenn wir können."

„Ja, wenn wir können."

Ernst, fast bittend blickte Christine zu ihrem Gatten empor, der, wie sie jetzt wußte, und sie zitterte bei der Erkenntniß, weil sie eine so große Verantwortlichkeit in sich schloß, sie mit einer Tiefe und Leidenschaft liebte, wie ein Mann gleich ihm nur e i n Weib in seinem ganzen Leben zu lieben vermag.

„Christine", begann er von Neuem, und nicht ohne Anstrengung sprechend, „ich muß Dir etwas sagen. Einmal in meinem Leben, als ich fast noch so jung war wie Du, habe ich einen großen Mißgriff gethan. Deshalb weiß ich, daß Fehlgriffe nicht unverbesserlich sind. Gott belehrt und läutert uns oft durch unsere eigenen Irrthümer, indem sie uns durch Nacht zum Licht führen. Aber wir müssen ihm auch folgen, und fest am Rechte halten, so schwer es uns werde. Wir dürfen nicht schwach und

entmuthigt sein, die Vergangenheit müssen wir ruhen lassen und vorwärts in die Zukunft blicken, dabei Alles thun, was uns obliegt und leiden, was über uns kommt. Es ist unsere Pflicht, die Dinge zu nehmen, wie sie sind, ohne uns durch den Gedanken zu verwirren, wie sie hätten sein können. Denn wenn wir überhaupt an eine waltende Vorsehung glauben, so giebt es in der Welt gar nicht solche Möglichkeit wie dies: es hätte anders sein können."

„Das ist wahr", erwiderte Christine nachdenklich. Sie hatte Doctor Grey niemals in dieser Weise sprechen hören, es wunderte sie, weshalb er es gerade jetzt that. Meinte er mit dem „großen Mißgriff" seine erste Heirath, die vielleicht nicht glücklich gewesen? Wenigstens sprach er niemals davon, noch von der Mutter seiner Kinder. Und überdies war es schwer zu glauben, daß er schon eine Frau so geliebt haben sollte, wie Christine fühlte und wußte, er liebe sie.

Trotzdem that sie keine Frage an ihn, sie fühlte nicht die geringste Lust, hierüber oder über irgend etwas näher unterrichtet zu sein. Sie glich einem Menschen, der in einem geistigen Starrkrampf sich befindet und in dem für den Augenblick jedes Gefühl, angenehm oder peinlich, erstorben ist.

Doctor Grey sagte nichts weiter, es schien ihm dies schon schwer genug geworden zu sein. Er wandte sich sichtlich erleichtert den gewöhnlichen Dingen des Lebens zu, zeigte ihr, welche Veränderungen er vorgenommen, um das Zimmer für seine junge Frau hübsch und wohnlich zu machen, und lächelte über ihr kindliches Entzücken, ihre

kleinen Besitzthümer wiederzufinden, von denen sie mit so großem Kummer geschieden war.

„Dachtest Du wirklich, ich wollte Dir die Sachen nehmen, Christine? Ich war überzeugt, Du müßtest lange meine harmlose List entdeckt haben. Aber Du bist so unschuldig wie ein kleines Kind; bist klar und durchsichtig wie Krystall, und treu und fest wie Stahl."

„Nein, o nein!" rief Christine, während ihr Mann aus dem Zimmer ging; die Worte klangen fast schluchzend und hätten ihn gewiß zurückgeführt, wenn er sie gehört, aber er war fort und der rechte Moment vorüber. Mit ihm schwand das sanfte Beben, der weichere Ausdruck, der in ihrem Antlitz während der letzten Minuten gelegen, und sie versank wieder in jene undurchdringliche Ruhe, die Christine Grey so verschieden von dem machte, was Christine Oakley gewesen.

Sie erhob sich, legte Shawl und Hut ab und ordnete ihr Haar vor dem Spiegel, wobei ihre Augen einen Blick hatten, als ob sie nichts sähen. Dann kniete sie vor dem Feuer nieder, ihre eisigkalten Hände zu wärmen, und die Flamme spielte auf ihrem Trauringe, daß sein Leuchten ihren Augen weh that. Sie schob ihn hin und her, mit einer fast nervösen Angewohnheit, die sie schon oft abzulegen sich bestrebt hatte.

„Ein Mißgriff!" flüsterte sie leise. „Vielleicht war auch meine Heirath ein Mißgriff, unheilbar und unverbesserlich, wie er selbst jetzt denken mag, nur ist er zu edel, es mir zu zeigen. Was soll ich thun? Nichts; ich kann nichts ändern. Bis der Tod Euch scheidet. Wünsche ich den Tod herbei, natürlich den meinigen, damit er uns

trenne?" Auf diese Frage konnte sie selbst in ihrem geheimsten Herzen keine Antwort finden.

„Was sagte er doch? — Daß Gott uns durch unsere eigenen Irrthümer und Versehen erzieht und bessert, daß es bei dem Glauben an ihn keine solche Sache giebt, wie dieses, „es hätte anders sein können". Er denkt so, und er ist viel klüger und besser als ich. Vielleicht hätte ich ihn einst zu lieben vermocht. Ach, wenn ich doch gewartet, bis ich ihn wirklich geliebt, statt mir einzubilden, es wäre an seiner Liebe genug. Aber ich darf nicht denken und grübeln, es könnte mich um den Verstand bringen, wenn ich immer von Neuem über Alles nachsinne."

Sie sprang auf und blickte in dem hellen, traulichen Zimmer umher, in welchem jeder Luxus, den ein reichliches Einkommen gewähren konnte, zu ihrem Besten angebracht worden war; was sie jemals hier oder dort als ihrem Geschmack zusagend erwähnt, jede kleine Liebhaberei, die ihr irgendwo Freude gemacht, Alles war bei der Einrichtung bedacht worden, mit einer so zarten und innigen Rücksicht, daß das Herz einer jungen liebenden Gattin vor Wonne gezittert hätte und sie mit strahlender Hoffnung der Zukunft entgegengeschaut haben würde, die trotz mancher Sorgen, welche keinem Leben fern bleiben, doch einen Talisman besaß in ihres erwählten Gatten treuer Liebe, welche ja das Herrlichste ist, was einem Weibe werden kann. Aber Christinen's Gesicht bekundete kein Glück. Es lag wieder jene wilde Herzensangst darauf, die an ihrem Hochzeitstage zum ersten Mal darin sichtbar geworden und sich nach und nach zu dem Ausdruck einer ruhigen, passiven Unterwerfung und Duldung abgeschwächt

hatte. — „Aber ich will meine Pflicht thun. Und er wird die seinige nicht vernachlässigen, darum bangt mir nicht. Er ist so edel, viel besser als ich. Ja, ich werde meine Pflicht erfüllen.“

„Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, aber die Liebe ist die größeste von ihnen.“

Es liegt ein tieferer Sinn in diesem Text, als wir zuerst darin finden. „Diese drei!“ Die beiden ersten betreffen mehr uns, die dritte Andere. Wenn Glaube und Hoffnung fehlen, wie zu manchen dunklen Zeiten im Leben, dann muß die Liebe, die mitleidende, duldende, Alles tragende Liebe, die wir hier fast „Barmherzigkeit“ nennen könnten, Alles ordnen und ebnen. Da müssen wir nicht mehr über unsere Pflicht denken und grübeln, wir müssen sie einfach thun. Wenn wir sie gethan haben, oft ohne zu wissen, wohin sie führen wird, dann wird Gott in seiner Güte uns später vielleicht zeigen, daß es doch der rechte Weg gewesen.

Christine kam still und ernst, aber ruhig nach dem Wohnzimmer zurück, und der erste Abend, den sie in ihrer neuen Heimat verbrachte, war, wenn nicht geradezu angenehm, doch auch nicht das Gegentheil.

Drittes Kapitel.

Avonsbridge lag tief im Schnee eines kalten Februars da, denn eines so harten Winters konnte man sich seit Jahren nicht erinnern. Wer aber den Ort kennt, wird zugeben, daß er niemals schöner aussieht, als in dieser weißen Hülle, welche zu fest und glänzend war, um leicht dahin zu schwinden. Ja, es ist herrlich dort, wenn man in früher Morgenstunde von einem der alterthümlichen Collegien zum anderen schreitet, durch die Kreuzgänge, Höfe und Gärten in ihrer Stille und Einsamkeit, wobei die eigenen Fußtapfen das einzige Zeichen auf dem weißen, unberührten Teppiche sind, der so rein leuchtend, wie nur der Schnee auf dem Lande sein kann, vor dem Wanderer ausgebreitet liegt.

Etwas später am Morgen mag man vielleicht einigen Aufwärtern und Dienern der Studenten und Lehrer begegnen, die mit ihren Attributen, Bürsten, Ausklopfern und dergleichen, aus verborgenen Ecken und geheimnißvollen Seitentreppen hervorschlüpfen, wer aber durch die unbewohnten Theile der Gebäude und Gänge nach dem Ufer des Flusses hinwandelt, kann sicher sein, auch nicht einen Menschen anzutreffen.

Das hatte Christine schon oft erfahren, wenn sie, ihrer Gewohnheit gemäß, frühmorgens ausging und auf einer der Brücken stand, welche die Stiftsgebäude mit den ihnen zugehörenden Ländereien verbinden; wie häufig hatte sie da, als einzigem lebenden Wesen außer ihr, dem kleinen Rothkehlchen zugeschaut, das eifrig umherhüpfte auf der weißen Schneedecke und dann zu der nächsten Weide flog, die, von einer anderen Last als der der Blätter niedergebeugt, sich tief über das stille Wasser des Avon neigte.

Mit täglich neuer Bewunderung schaute Christine bei diesen einsamen Frühpromenaden auf den Himmel, dessen blasses Dämmerlicht nach und nach in den Sonnenaufgang eines herrlichen Wintertages emporglühte, so hehr und großartig, daß es bei ihr ein fast gleiches Staunen hervorrief, wie Niemand außer ihr sich daran erfreute. Niemand! Denn wenn irgendeinmal einer der Studenten und Gelehrten seinen ihm vielleicht vom Arzte verordneten Spaziergang machte, so schien er es mehr als eine schwer zu erfüllende Obliegenheit, denn als ein Vergnügen zu empfinden. Christinen mochte dies freilich fast unbegreiflich erscheinen. Wie war es möglich, keine Freude zu haben an dieser kalten, frischen Winterluft, welche die Nerven stärkt und jedes Glied kräftigt, die alle Sinne zu höherem Leben erweckt, daß sie mit voller Lust diesem täglichen Erwachen der Natur beobachtend entgegenlauschen, der ewig jungen Natur, die gerade im Winter frisch wie eine Rose nach dem Schlafe der Nacht entsteigt. Denn welche Röthe des hellsten Sommertages kann sich mit dem reinen, rosigen Hauche eines klaren, schönen Wintermorgens vergleichen, mit seiner glutrothen Sonne, die

zwar weniger heiß, doch nicht minder flammend die Wipfel der Bäume küßt und so schnell durch die blätterlosen Zweige, die Stämme vergoldend, niedergleitet? Und welche Bläue, selbst des Juni-Himmels, ist diesem tiefblauen, klaren Ocean vergleichbar, der über die weiße, leuchtende Erde sich zieht, einem unendlichen Meere ähnlich, über das kleine lichte, rosig-goldige Wölkchen dahinschiffen; so still und leise, wie sie schon seit mindestens vier Jahrhunderten über die Kuppel der wunderbar hehren Kapelle in Avonsbridge dahingesegelt sind, eine Kapelle, die in Büchern so vielfach beschrieben, durch Bilder so zahlreich vervielfältigt und hoch gefeiert ist, und deren erhabene, classische Schönheit inmitten alles Wechsels und aller Neuerungen der Welt doch stets anerkannt und bewundert werden wird.

Christinen's Herz und Augen konnten nicht müde werden, diese Kapelle sowohl von innen als außen zu betrachten, und jenes angenehme Gefühl, welches ein feingebildeter Geschmack jedesmal beim Beschauen eines edlen Kunstwerkes, einer schönen Natur empfindet, bewegte ihre Seele immer von neuem. Dieses Gefühl hatte sie wenigstens nicht verlassen, sie hoffte, es würde ihr stets treu bleiben. Es war eine Stütze, etwas, an das man sich halten konnte, während die ganze übrige Welt wie ein Traum vorüberglitt. Ihr Dasein erschien Christinen noch immer sehr traumgleich, obwohl sie versucht hatte, es realer und natürlicher zu machen, dadurch, daß sie einige ihrer alten Lebensgewohnheiten wieder aufnahm und unter diesen ihre Morgenpromenade, die aber um neun Uhr, der festgesetzten Frühstückszeit in der Rectorei, beendet sein

mußte. Sie hatte sich bemüht, eine frühere Stunde für diese Mahlzeit einzuführen, und sehr gewünscht, die Kinder dabei zu haben, weil sie sich sehnte, die kleinen, frischen Gesichter an dem Tische zu sehen. Aber Fräulein Gascoigne hatte feierlich entgegnet: „Meine liebe, selige Schwester hielt neun Uhr für die passendste Zeit zum Frühstück, und erlaubte niemals, daß die Kinder das ihrige wo anders als in der Kinderstube einnahmen.“ Diese Erwiderung, mehr als einmal mit großer Entschiedenheit ausgesprochen, besaß die Macht, Christinen zum Schweigen zu bringen.

Sie war jetzt gerade vier Wochen verheirathet, doch ihr schienen es mehr als vier Jahre, eher ein Menschenalter zu sein; sie vermochte sich oft nicht auf die Zeit zu besinnen, da sie noch Christine Oakley gewesen. Ab und zu kam ein Schimmer ihres früheren Selbst zurück, wie es wohl denen geschieht, welche durch eine heftige Krisis einen gänzlichen Umsturz ihres Daseins erfahren haben, und die sich nun je nach den verschiedenen Charakteren, diese in Verzweiflung, jene in demüthiger Entsagung, in das Unvermeidliche gefügt haben.

Diese Lichtblicke und besseren Stunden kamen Christinen meist morgens, wenn sie ihre einsamen Spaziergänge durch die ihr so bekannten Gegenden machte, deren Reiz durch ihr langes Kennen derselben für sie nur noch erhöht wurde. Mehr und mehr fand sie sich auch in dem alten Stiftsgebäude und in den grauen, düsteren Zimmern zurecht, die jetzt schon kleine Lieblingsplätze und vertraute Winkelchen für sie enthielten; auch an ihren neuen Namen, die Würde, welche ihr Stand mit sich brachte und an die

schöne, gewählte Kleidung gewöhnte sie sich mehr und mehr. Zuweilen, wenn sie über die großen Höfe und die dem Collegium zugehörenden Plätze ging, erinnerte sie sich, wie sie in früheren Jahren auf diesen nämlichen Wegen in ihrem dünnen, fadenscheinigen Shawl gefroren hatte, und da schien der kostbare Pelz jetzt doppelt schön, der sie weich und warm umschloß, gerade wie ihres Mannes Güte und stets sorgende, innige Liebe.

Als Christine mit diesen Gedanken leichten, festen Schrittes über den knisternden Schnee dahinging, fühlte sie sich nicht unglücklich. In ihr wohnte noch jener Quell gesunder Lebenskraft, der stets unter dem Einfluß eines heiteren Morgens, der unberührten, frischen Kindheit des Tages, kräftiger rieselt und sprüht. Kein Wunder, daß der ernste, pedantische Gelehrte, der so gleichgültig an der malerischen Landschaft vorübergegangen war, beim Anblick der schönen, jungen Frau, die von der Morgenfrische wie eine Rose strahlte, seine matten Augen weiter öffnete, um ihr nachzuschauen, oder daß eine Schaar von Schülern, die in wilder Hast aus der Kapelle stürmten, ihre weißen Chorhemden hinter ihnen flatternd, stillstanden und etwas mehr, als eigentlich gebildete Männer es sollten, nach der einsamen Dame starrten, die ihre Spaziergänge nur auf Gegenden beschränkte, in denen zu wandeln sie ein Recht hatte und überdies eine so frühe Stunde wählte, daß selbst der böse Leumund nicht den Verdacht wagen konnte, sie wolle sehen und gesehen werden. Deshalb schritt Christine auch mit der größten Ruhe, ohne jede Verwirrung an den jungen Leuten vorüber. Sie wußte, sie war schön, denn man hatte es ihr einmal gesagt, später war dieses

Wissen ihr nur zum Schmerz geworden. Jetzt kümmerte sie sich nicht mehr viel um ihr Aussehen, wenigstens ließ es sie gleichgültig, wenn sie es auch nie vernachlässigte. Dennoch kränkte es sie ein wenig, daß die jungen Männer so beharrlich nach ihr blickten, und sie war froh, daß sie sich nicht auf dem Grund und Boden von St. Bede befand und daß jene nicht Studenten ihres eigenen Collegiums waren.

Denn sie fing schon an, „unser Collegium“ hochzuhalten und die alten Mauern liebzugewinnen, in deren kühlen Schatten ihr ganzes zukünftiges Leben verfließen würde. Als sie in den engen, düsteren Thorweg von St. Bede trat und durch die kalten, grauen Kreuzgänge nach ihrer eigenen Hausthür schritt, bemühte sie sich, jede Erinnerung daran zu bannen, daß sie gedacht, ihr Leben müsse sich ganz anders gestalten, als es nun geworden, daß sie von einer Existenz des Glückes, der Freiheit und unendlicher Schönheit geträumt, da sie sich in Gedanken in fremden Ländern reisen sah, hohe Berge, schöne Städte und Paläste mit alten berühmten Bildern und Kunstschätzen bewundernd, oder guter, gediegener Musik lauschend und sich selbst in brillanter, vornehmer, geistreicher Gesellschaft bewegend; ein entzückendes Luftgebilde in Fluten des Lichtes getaucht, welches einst ihre Phantasie erfaßt hatte — nur ihre Phantasie? — und dann sogleich verschwunden war, wie die an der Wand hervorgezauberten Schattenbilder erbleichen. Das war ein süßer, goldener Traum gewesen — hier war nun die Wirklichkeit, da stand sie in dem alten Kreuzgange des Stiftes, als die Frau des Oberhauptes von St. Bede.

„Dennoch handelte ich recht, ja gewiß!“ sagte sie zu sich selbst, stets von neuem sich mit Eifer diese Versicherung gebend. „Und ob es recht oder unrecht war, bleibt sich jetzt ganz gleich. Ich muß mein Loos tragen, meine Pflicht thun, und ich werde es.“

Sie stand einen Augenblick still, sich zu beruhigen, dann klopfte sie an die Hausthür. Barker öffnete mit der Miene bekümmerten, würdevollen Staunens, mit der er jeden ihm widerstrebenden Befehl vollzog, oder dem Einführen einer Neuerung zusah, die nach seiner Ansicht seine eigene Würde und die des Collegiums herabsetzte.

„Ein prächtiger Morgen, Barker.“

„Wirklich, Frau Grey? Eine der Bettfrauen sagte es schon.“

Eine feine und spitze Andeutung Barker's, daß nach seiner Meinung höchstens Aufwärterinnen und nicht Damen sich damit abgeben sollten, die Schönheit des Morgens selbst zu prüfen.

Christine lächelte; sie wußte, daß Barker ihr nicht sehr zugethan war, wie keiner Frau überhaupt. Er hatte oft erklärt, in dem Collegium selbst und seinen Umgebungen müßte eigentlich gar kein weibliches Wesen geduldet werden. Aber er war ein anständiger Mann, dessen Verehrung für Doctor Grey keine Grenzen kannte, und obgleich er sich gegen sie nicht gerade zu höflich benahm, so konnte Christine den alten, treuen Barker nichtsdestoweniger gut leiden.

Sie kam eine oder zwei Minuten zu spät in das Eßzimmer. Der Hausherr hatte schon seine Studirstube verlassen und öffnete gerade das große Gebetbuch. Dessen-

ungeachtet blickte er mit freundlichem Lächeln auf, wie immer, wenn er nur den Schritt seiner Frau hörte. Aber seine Schwester sah sehr ernst aus, und Fräulein Henrietten's Gesicht glich einer Gewitterwolke, die auch sogleich grollenden Donner und Blitze schleuderte, sobald nur das Gebet vorüber war.

„Wahrlich, Frau Grey, ich möchte wissen, weshalb Sie eine so große Vorliebe für Morgenspaziergänge haben, weder Marie noch ich machten jemals einen."

„Nicht?" entgegnete Christine, indem sie ihren Platz vor der Theemaschine einnahm und den Thee zu bereiten begann, ein Geschäft, welches ihr stets das Gefühl des Heimischseins im Hause gab. „Ja, die Menschen haben verschiedene Neigungen und dies ist stets eine meiner liebsten gewesen."

„Aus welchem Grunde?"

„Weil es mir wohl thut und Niemand Anders schadet", erwiderte Christine lächelnd.

„Das möchte ich doch etwas bezweifeln. Sie werden mich niemals überzeugen, daß es Ihnen von Nutzen sein kann, etwas zu thun, was kein Anderer thut; durch Straßen und Gärten zu wandern, wenn andere ehrbare Leute noch im Bett liegen. Mindestens, um nicht mehr zu sagen, ist es seltsam."

Der Ton noch mehr als die Worte trieb Christinen das Blut ins Gesicht, dennoch erwiderte sie nichts. Sie hatte es schon gelernt, zu diesen scharfen Bemerkungen von Fräulein Gascoigne, welche Jeden trafen, zu schweigen. „Was meine Schwägerin erduldet, muß ich doch auch ertragen können", hatte sie mehr als einmal be-

schwichtigend zu sich selbst gesagt, wenn sie in den letzten vierzehn Tagen in einer Weise von Henriette angeredet wurde, die sie sehr überraschte und sie entschieden mehr an die zurechtweisende Art einer Lehrerin gegen ein unartiges Schulmädchen erinnerte, als an die gebührende höfliche Umgangssprache einer Verwandten gegen eine junge Frau oder einer Dame gegen die andere.

„Sie mögen sagen, was Sie wollen“, fuhr Fräulein Henriette fort, nach dem anderen Ende des Zimmers blickend, wo der Professor eifrig ein Buch suchte, „aber ich muß mich entschieden gegen diese Morgenpromenaden erklären, und ich glaube, Doctor Grey würde mir beistimmen, wenn er darum wüßte.“

„Er weiß darum.“

„Und ist er damit einverstanden? Unmöglich. Denke nur, Marie, wenn unsere liebe selige Schwester so etwas gethan hätte.“

„O, still, Henriette!“ bat Marie, als Doctor Grey zurückkam und sich ruhig an dem Frühstückstisch niederließ, sein großes Buch neben sich legend. Dem Anschein nach hatte er nicht ein Wort der Unterhaltung gehört. Dabei sah er aber so gut und mild aus, ja, mild ist das einzig passende Wort, denn eine fast kindliche Sanftmuth und Harmlosigkeit umgab diesen hochgelehrten, klugen Mann, daß die Frauen plötzlich still schwiegen, wie sie dies meist in Gegenwart ihrer männlichen Verwandten klugerweise thun. Sie mögen sich unter einander zanken, aber sie scheinen zu fühlen, daß die Männer es weder richtig verstehen können, noch anhören mögen. Dieses entsetzliche „Aussprechen“, durch das die meisten Frauen

„ihren Zorn warm erhalten und nähren“, ist Gott sei Dank für den Mann fast eine Unmöglichkeit.

Beim Frühstück herrschte niemals viel Lebhaftigkeit. Bald nach den ersten Tagen nahm Doctor Grey wieder Zuflucht zu seinem großen Buche, das, wie Fräulein Gascoigne bemerkte, schon seit Jahren bei allen Mahlzeiten sein Gesellschafter war. Gerade keine sehr lobenswerthe Angewohnheit für einen Familienvater, aber es lag viel darin, und bald tadelte ihn Christine nicht mehr darum, noch wunderte sie sich darüber.

Nie in ihrem ganzen Leben, nicht einmal während der kurzen Zeit, da sie als Erzieherin im Hause des Herrn Ferguson war, hatte sie an einem Familientisch gesessen; aber sie hatte sich stets eine ideale Vorstellung gemacht, wie es eigentlich an einem solchen zugehen müsse. Fröhlich und friedlich solle es dort sein, einem häuslichen Altar müsse er gleichen, an dem Jeder eine Opfergabe zum Besten Aller niederlegte; durch einen heiteren Scherz, ein liebes Wort und aufmerksame Zuvorkommenheit der Andern Wohlbehagen erhöhend. Hier mußten wenigstens für diese kurze Zeit des Tages alle Sorgen, Mühen und kleinen Aergernisse vergessen werden, alle stürmischen Gemüther sich beruhigen, alle Streitigkeiten geschlichtet sein. Jeder sollte froh und zufrieden sich fühlen, mit den Seinigen am selben Tische sich zu befinden, mit ihnen die nämliche Speise zu theilen, die, sei sie das „gemästete Kalb“ oder ein einfaches Gemüse, doch zu einem fröhlichen, ja fast geheiligten Familienmahl gemacht werden kann. Dies war Christinen's stilles Ideal gewesen. Armes Kind! Auch heute wieder fragte sie sich, wie sie schon oft

gethan, ob alle Familienmahlzeiten wohl denen in ihrem Hause glichen? Da gab es düstere Blicke, kaltes Schweigen, das dann wieder durch scharfe Bemerkungen unterbrochen ward, die gleich spitzen, vergifteten Pfeilen hier und dorthin geschleudert wurden, oder wie kleine, neidische Wespen unbemerkt umherflatterten und unversehens stachen, Jeden ängstlich und unbehaglich machend durch die Furcht, daß er nun das nächste auserlesene Opfer sein werde. Eigentlich war es nur eine Person, die verwundete, denn Marie Grey sagte niemals etwas Böses, aber sie machte oft so taktlose und überflüssige Bemerkungen, ihr Gesicht zeigte meist einen solchen Ausdruck erschreckter Schüchternheit und Einfalt, ihre Augen hatten einen so traurigen, niedergedrückten Blick, daß sie oft mindestens ebenso schwer zu ertragen war, wie Fräulein Henriette, die sich aussprach. Ach, und wie wußte sie sich auszusprechen! Christine, die niemals viele Frauen gekannt und besonders nicht beständig in Gemeinschaft mit ihnen gelebt hatte, lernte jetzt zum ersten Mal verstehen, was der Ausdruck „Weiberzunge“ bedeutet.

Zuerst war sie nur überrascht. Wie es einem Menschen möglich war so lange ohne innezuhalten, fortzusprechen und über so unangenehme Gegenstände, denn gewöhnlich betraf die Unterhaltung die Fehler Anderer, das überstieg ihre Begriffe. Dann fühlte sie sich etwas erschöpft und der Wunsch erwachte, sie möchte auch ein Buch zum Lesen haben, statt so dazusitzen und höflich lächelnd zu sagen „Ja“, „Nein“, „Wirklich“, „Gewiß“. Zuletzt versank Christine in ein verstörtes Schweigen, sich noch bemühend zuzuhören und doch mit der Hälfte ihrer Ge-

danken nach irgend einem Ruheplatz suchend, wenn solcher zu finden war. Am besten war es noch, wenn sie auf die edle, klare Stirn und die guten Augen blickte, welche zuweilen aus dem mächtigen Folianten emportauchten, über dessen Anwesenheit bei Tische sich Christine jetzt nicht mehr wunderte.

Und ruhig und geduldig hatte der arme Mann diesem gleich einem Mühlrade klappernden Geschwätz schon drei Jahr zugehört. Vielleicht schon noch früher, doch in diese Zeit wollte Christine ihren Gedanken nicht erlauben zu dringen; darüber hing der geheiligte Schleier des Todes.

„Wenn ich ihn doch nur glücklich machen könnte!“ Das begann schon einer ihrer hauptsächlichsten Gedanken zu werden; und es erwärmte ihr Herz an jenem Morgen an dem kalten Frühstückstisch, als ihr Mann sagte:

„Christine, ich möchte nur wissen, wie Du es anfängst, aber mir scheint, ich hätte niemals so guten Thee getrunken, als seitdem Du Barker das Geschäft abgenommen und ihn selbst bereitest.“

„Es ist nicht zu leugnen, sie macht den Thee sehr gut“, sagte Fräulein Henriette herablassend; „dies ist eine der heilsamen Folgen davon, daß sie keinen Diener hatte, der ihn für sie bereitete. Und dann muß sie so gute Uebung darin bei den Fergusons gehabt haben. Ich glaube, derartige Leute essen mit den Kindern, den Dienern und Lehrburschen zusammen.“

„Nicht immer“, entgegnete Christine ruhig. „Ich wenigstens speiste mit den Kindern allein.“

„Wirklich! Das muß angenehm gewesen sein.“

„Ja, mir war es nicht unlieb. Erstens waren

es gute Kinder und dann wissen Sie ja, ich habe so gern die Kleinen bei den Mahlzeiten um mich. Nach meiner Ansicht ist dies der beste Weg, ihnen gute, feine Manieren beizubringen. Wenn ich je ein eigenes Haus hätte" — Christine erröthete, daß ihre anderen Gedanken sie so beschäftigen konnten, um die Gegenwart zu vergessen, und sie fuhr etwas verlegen fort: „ich meine, ich würde es stets gern sehen, daß die Kinder in meinem Hause mit zu Tische säßen, sobald sie nur mit Messer und Gabel umzugehen wissen."

„Würde Dir das eine Freude sein?" fragte Doctor Grey, Christine durch diese Bemerkung fast erschreckend, weil sie geglaubt, er achte gar nicht auf das Gespräch. „Nun so sollen Letitia und Arthur von morgen an mit uns frühstücken."

So geschah diese große Umwandlung ohne das geringste Geräusch und Gerede zu verursachen, und selbst Fräulein Henriette wurde von dem unvorhergesehenen Schlage fast betäubt. Mit lautem Klirren setzte sie ihre Tasse nieder, ihr hübsches Gesicht war purpurroth vor Aerger, dennoch wagte sie keine Gegenrede. Sie konnte nicht drei Jahre mit Doctor Grey zusammen gewesen sein, ohne begriffen zu haben, daß wenn der Hausherr es angemessen fand, einen solchen Machtspruch zu thun, ihm gehorcht werden mußte. Sehr selten erhob er irgendwelchen Einwand, besonders was die Kinder betraf; gleich den meisten bescheidenen Männern, die oft ihren Werth unterschätzen, überließ er den Frauen die Regierung im Hause; wenn er es aber für gut hielt seine Autorität geltend zu machen, dann blieb nichts übrig,

als sich ihr zu beugen. Selbst Fräulein Henriette fühlte instinctartig, sie könnte eine ganze Stunde lang über die Sache hin- und hergesprochen haben und zuletzt hätte ihr Schwager so sanft und ruhig, als es eben geschehen, gesagt: „Morgen kommen die Kinder zum Frühstück herunter".

Christine war mehr als überrascht. Sie hatte sich ihren Mann so sehr ruhig vorgestellt und ihn auch oft so gefunden, daß ihr lebhafteres Temperament zuweilen seine Passivität nicht begreifen konnte; und es würde dies noch mehr der Fall gewesen sein, wenn sie ihr früheres Selbst beibehalten und sich nicht in diesem träumerischen, seltsamen, gebrochenen Gemüthszustande befunden hätte, der sie oft so theilnahmlos gegen alles machte. Dennoch erweckte es ihr Interesse, ihren Mann, und war es selbst in einer so wenig bedeutenden Angelegenheit, anders handeln zu sehen, als sie erwartet. Und als nach einem inhaltvollen Schweigen, während dessen Fräulein Henriette's Gesicht gleich einem dem Ausbruch nahenden Gewitter aussah und die sanfte Marie vor Angst fast halb todt schien, Doctor Grey beim Aufstehen ganz ruhig sagte: „Nun, liebe Schwägerin, oder Du, meine gute Christine, vergeßt ja nicht, Phillis meine Anordnung in Betreff der Kinder mitzutheilen", da fühlte die junge Frau ein eigenthümliches Beben in ihrem Herzen. Es kam von dem Erkennen her, in ihrem Gatten, dem Manne, dem sie auf Lebenszeit verbunden war, das zu finden, ohne dessen Vorhandensein im männlichen Charakter keine rechte Frau einen Mann achten kann, die Macht nämlich, sich Autorität zu verschaffen und zu erhalten. Nicht jener des-

potische, egoistische Selbstwille ist darunter verstanden, der keinen anderen Rath, sei er noch so gut, neben sich anerkennt, nicht jene, blinden Gehorsam verlangende Tyrannei, der sich instinctartig alle, Weib, Kinder, Freunde und Diener widersetzen, sondern die wohlüberlegte, gerechte Autorität, die stets in der Hand eines braven, würdigen Familienhauptes sein soll.

Ein sehr altes Sprichwort sagt: „Dem Wallnußbaum, dem Weib, dem Hund sind häufige Schläge sehr gesund.“ Dieser Spruch ist nicht wahr, aber dennoch liegt ihm etwas Wahres zum Grunde, denn keine Frau vermag einen Mann ganz und vollkommen zu lieben, der nicht die Geistesstärke besitzt, auch sie zum Gehorsam zu vermögen.

Als Doctor Grey, nachdem er schon das Zimmer verlassen, die Thür noch einmal öffnete und sagte: „Christine, bitte komm mit mir, ich möchte etwas mit Dir überlegen!“ folgte sie ihm mit leichterem Herzen, als es oft in den letzten schweren Tagen geschehen.

Viertes Kapitel.

„Da heute Ihr Empfangstag ist, Doctor Grey, so möchte ich ein für alle Mal wissen, wie Sie es mit den Fergusons zu halten gedenken?“

„Mit wem? Verzeihung, Henriette, doch wovon sprachen Sie?“

Diese Frage war nicht so überflüssig, denn da Fräulein Henriette unaufhörlich während des Frühstückes zu dem kleinen Kreise gesprochen hatte, der jetzt Arthur und Letitia mit umfaßte, so wußte man kaum mehr, wovon die Rede war.

„Ich sprach von den Freunden und der letzten Brodherrschaft Ihrer Frau, dem Goldschmied Ferguson und seiner Familie. Da sie aus seinem Hause fort heirathete, so werden sie nur zu froh sein, die Bekanntschaft fortzusetzen und ohne Zweifel heute hier erscheinen. So schwer es uns wird, müssen wir beide, Marie und ich, in diesem Falle zurückbleiben, denn unmöglich können wir uns in der Gesellschaft solcher Leute befinden. Nicht wahr, Marie, das ist auch Deine Meinung?“

Da nun kein Ausweichen war, so antwortete die Gefragte in ihrer einsilbigen, schüchternen Weise bejahend.

Doctor Grey blickte bestürzt und zerstreut auf seine Frau. Daß er oft sehr zerstreut war, konnte Keiner leugnen, da schien er so ganz nur in sich selbst und der Welt seiner Ideen zu leben, als ob er immer einsam und nie verheirathet gewesen sei. Nebenbei konnte er nicht so leicht jene kleinen Kränkungen und Quälereien verstehen, welche einen großen Theil des Elendes in dem häuslichen Beisammensein ausmachen und gleich verächtlich für den Beleidiger wie für den Gekränkten sind. Es lag etwas Hoheitsvolles und zugleich rührend Unschuldiges in der Weise, wie er sagte:

„Ich verstehe das Alles nicht recht. Christine, was soll es eigentlich bedeuten?“

„Es bedeutet“, erwiderte Christine, sich bemühend, keine zu gereizte Antwort zu geben, „daß Fräulein Gascoigne sich sehr viel unnütze Sorge um eine Sache macht, die nie geschehen wird. Sie fürchtet, meine Freunde, die Fergusons, könnten heute auch kommen. Ich ladete sie natürlich nicht ein, obgleich ich ihnen gewiß nie meine Thür verschließen würde, ich weiß aber, sie haben nicht die geringste Absicht, sich hier als Gäste einzudrängen, wie ich nicht, sie dazu aufzufordern.“

„Das freut mich zu hören“, erwiderte Fräulein Henriette; „es ist mir auch lieb zu bemerken, daß Sie so viel Anstand und Takt besitzen, daß all meine Anstrengungen, Sie in unsere Gesellschaft einzuführen, wie es heute zum ersten Mal geschehen soll, an Ihnen nicht verloren sein werden.“

Christine war keine sehr stolze Frau, wenigstens war ihr Stolz zu edel und lag zu tief, um sich so leicht durch

jede Kleinigkeit verletzt zu fühlen, aber dies vermochte sie doch nicht zu ertragen.

„Wenn Sie unter „unserer Gesellschaft“ die Freunde und Bekannten meines Mannes verstehen, denen er mich vorstellen will, so werde ich sie stets mit Freuden in seinem Hause willkommen heißen, wenn Sie aber zugleich damit die Idee verbinden, ich solle meinen eigenen Bekannten, guten, braven, ehrenhaften Leuten, wenn auch nicht so feingebildet, meine Thür verschließen, so muß ich in diesem Punkte von Ihrer Ansicht abweichen und bekennen, ich werde das nie thun.“

„Nun wie werden Sie denn handeln, meine Liebe?“ fragte Fräulein Henriette nach einer kleinen Pause, denn sie hatte diesen Widerstand nicht von dem jungen, ruhigen, bescheidenen Wesen erwartet, über das sie in den letzten Tagen eine andere und höhere Meinung gefaßt und daß sie mit beschützender Rücksicht zu behandeln begann. Tante Henriette liebte es, zu patronisiren, es sagte ihrem Egoismus zu; nebenbei war sie klug genug, einzusehen, daß die schöne, elegante, junge Frau des Rectors von St. Bede wahrscheinlich sehr bald eine andere Beschützerin finden würde, und da war es doch besser, dieses Amt selbst zu übernehmen, als es einer Fremden zu überlassen. Aus diesem Grunde fragte sie sanfter, als man von ihr erwarten konnte: „Nun, was werden Sie denn thun?“

„Was mir und, wie ich glaube, auch meinem Manne“, erwiderte Christine mit einem schüchternen Blick nach ihm, „gewiß das einzig Rechte scheint; ich werde meine Freunde nicht in eine Gesellschaft ziehen, in der sie sich nicht heimisch fühlen könnten, in welcher man auf sie niederblicken würde;

aber ich werde es ihnen klar zeigen, wie mein Mann und ich sie nicht übersehen und gering schätzen, und daß wir uns ihrer Güte gegen uns erinnern. Wir werden Herrn Ferguson zu keinem Diner einladen; er würde nicht wissen, wie er mit den Rectoren der Collegien, den gelehrten Herren, sprechen sollte, und seine Frau" — selbst Christine mußte innerlich lächeln, wenn sie sich die gute, liebe Dame mit ihrer Gesprächigkeit und in ihrem in allen Farben des Regenbogens schimmernden Anzuge, neben dem stattlichen, stolzen Fräulein Gascoigne dachte, deren Toilette und Manieren fehlerlos waren — „nun, ob Frau Ferguson auch zu keiner der Gesellschaften gebeten wird, die wir vielleicht geben, so werde ich dennoch zu ihr gehen, und sie soll mich besuchen, so oft ich es wünsche."

Diese Erklärung, welche ganz gefaßt begonnen, endete doch mit zitternder Stimme und blitzenden Augen, die aber, sobald sie Doctor Grey's sie beobachtendem Blick begegneten, sich senkten.

„Das heißt", fügte sie sanft hinzu, „so werde ich handeln, wenn mein Mann nichts dagegen hat."

„Durchaus nichts", sagte Doctor Grey; dann zog er Tinte und Feder zu sich heran und schrieb ein Billet, das er später Christinen reichte. Nachdem dies geschehen, wandte er sich an seine Schwägerin mit der Mittheilung:

„Ich habe Herrn und Frau Ferguson eingeladen, morgen Mittag mit uns zu speisen, nur mit uns beiden, da Sie und Marie nicht hier sein werden. Und bitte, Henriette, wenn es möglich wäre, lassen Sie uns Ruhe und Frieden im Hause haben!"

Der Blick, welcher die Worte begleitete, zeigte, daß

der Rector doch nicht so unbekannt und so unempfindlich gegen das kleinliche, häusliche Märtyrerthum war, als man glaubte.

Aber seine Bitte erging an taube Ohren. Selbst Doctor Grey's beschwichtigender Einfluß vermochte nicht, die verwundete Eigenliebe der unglücklichen Dame zu heilen.

„Ruhe und Friede? Meinen Sie damit, daß ich Zwietracht in die Familie bringe? Ja, freilich, wenn Sie, der Sie doch das Glück gehabt haben, eine gute, gehorsame Frau zu besitzen, sich solchen dictatorischen Verordnungen fügen, wie eben geschehen ist, und wenn ich oder Marie, Ihre eigene Schwester (Marie, weshalb schweigst Du?) nicht einmal einen guten Rath an eine junge Frau geben sollen, die, wie es natürlich ist, die Sitten und Gebräuche der Gesellschaft gar nicht kennt — die in der That noch ein reines Kind —"

„Sie ist meine Gattin!" sagte Doctor Grey, den Redestrom unterbrechend, und zwar in einem so entschiedenen Tone, daß Christine, welche mit dankbarem Herzen das kleine Billet, die Einladung zum Mittag las, unwillkürlich erbebte.

„Meine Gattin!" Er hatte nur die wenigen Worte gesagt, aber es lag etwas darin, das eine Thräne in ihr Auge lockte. Das Gefühl des Schutzes, so neu und fremd für sie, berührte sie angenehm. Sie war wohl befähigt, ihre eigenen Streitigkeiten auszufechten, einst wenigstens konnte sie es, ohne ihn hineinzuziehen, aber als er so bei ihr stand, die Hand sanft auf ihre Schulter gelegt, und jene Worte aussprach, die Alles sagen, was ein Mann

dem Weibe ist, und Alles, was die Frau an Schutz und Schirm verlangt, da fühlte Christine sich nicht mehr empört und zum Kampfe bereit, sondern ruhig, demüthig und zufrieden.

Und lange nachdem Doctor Grey, mit seinem dicken Buche unter dem Arm, das Zimmer verlassen hatte, und Fräulein Henriette sich in unaussprechlichem Zorn und Groll von ihr gewandt und zu der armen Tante Marie in fast überstürzender Hast sprach, hatte Christine noch das süße Gefühl der Zufriedenheit, durch ihres Mannes Benehmen hervorgerufen, in ihrer Seele.

Die Kinder, welche mit der größten Verwunderung dem heftigen Gespräch gelauscht, hatten es dennoch bald vergessen und waren nach der tiefen Fensternische gegangen, in der sie nach dem Frühstück immer noch ein wenig zu spielen pflegten.

Auch Christine, die sich zu ihrer Arbeit niedergesetzt, begann an andere Dinge zu denken. Sie wünschte ja niemals Streit hervorzurufen, am wenigsten über solche geringfügige häusliche Verhältnisse. Einer der Vorzüge unter den vielen Nachtheilen, die ihr Emporwachsen, fern von aller weiblichen Gemeinschaft, gehabt, war der, daß sie vor den Kleinlichkeiten der Frauen bewahrt geblieben. Ueberdies war ihre Natur weit umfassend, gütevoll und mild; sie würde sich stets gesträubt haben, all diese winzigen Erbärmlichkeiten in sich aufzunehmen, welche den Frieden beschränkter, engherziger Menschen stören. Für sie war das Leben ein großes romantisches Drama, vielleicht sogar ein Trauerspiel, aber nie konnte es zu einer amüsanten, flachen Komödie gemacht werden, mit kindischen

Intriguen, liliputanischen Kämpfen, Stürmen durch das Brausen des Theekessels hervorgerufen und Donnerrollen durch Paukenschläge ausgeführt.

Christine glaubte, der Sturm des Morgens sei vorüber, da sie selbst ihn schon zu vergessen begann, und sie rief den Kindern fröhlich zu, sie möchten sich anziehen lassen, sie wolle mit ihnen an diesem sonnigen Vormittage einen Spaziergang machen.

Aber Tante Henriette sprang mit blitzenden Augen empor und rief befehlend:

„Titia, Atty, Ihr werdet nicht das Haus verlassen; nur mit Eurer Wärterin sollt Ihr spazieren gehen! So pflegte es Eure liebe, selige Mama mit Euch zu halten, und obgleich sie todt ist, sollen doch ihre Anordnungen erfüllt werden, wenigstens so lange ich lebe."

Christine stand wie erstarrt. Ihre Absicht war so harmlos und wohlmeinend gewesen, sie hatte geglaubt, der Spaziergang könne den Kindern gut thun und vielleicht sei es ihr selbst dienlich, sie um sich zu haben. Schon lange hatte sie auf einen schönen, sonnigen Tag gewartet, um mit ihnen auszugehen, und sich vorgenommen, dann regelmäßige Promenaden durch Feld und Wald mit ihnen zu beginnen, wodurch sie vielleicht ihre kleinen Herzen gewönne, denn sie hielten sich immer noch scheu und fern. Und alle diese hübschen Pläne waren nun zerstört.

Die Kinder standen dabei, halb erschreckt, halb belustigt den Kampf um die Autorität zwischen ihrer Mutter und Tante beobachtend. Christine sah sogleich das Unpassende der Lage ein, und mit großer Selbstbeherrschung sagte sie zu Fräulein Henriette:

„Ehe wir uns weiter über die Sache verständigen, wäre es wohl besser, die Kinder gingen hinaus. Atty und Titia geht zu Phillis, Eure Tanten oder ich werden Euch rufen lassen, wenn wir Euch brauchen.“

Gehorsam verließen sie das Zimmer, obgleich Christine hörte, wie Arthur seiner Schwester zuflüsterte: „das wird ein guter Zank werden.“ Aber dahin kam es nicht.

Sobald die Thür sich hinter den Kindern geschlossen, brach Fräulein Henriette in einen solchen Redestrom aus, nicht zu Christinen sprechend, sondern eine Flut von Anschuldigungen und Verdächtigungen ihr entgegenschleudernd, daß die junge Frau, die so etwas nie erlebt hatte, im wahren Sinne des Wortes erstarrt dastand.

Sie erwiderte nicht eine Silbe, sie konnte es nicht wagen zu sprechen, die Stimme würde ihr versagt haben. Sie hatte es so gut gemeint, kein anderer Gedanke als der, den mutterlosen Kindern eine Freude zu machen, hatte sie zu dem Vorschlage bewogen, und nun legte man ihm die gehässigsten Gründe unter. Sie sehnte sich so nach der Zuneigung der Kinder, selbst nach ihrer Gesellschaft, denn es gab Zeiten, in denen Christinen das Gefühl beschlich, als ob alles Leben in ihr ersterbe, erstarrt durch die Kälte und Düsterheit ihres stillen, öden Hauses, das ihr nur zu erfüllende Formalitäten, keine süßen Pflichten bot. Nein, sie mußte auf diese ihr so schuldlos zugefügten Kränkungen schweigen, beim ersten Worte würde sie in Thränen ausgebrochen sein, und um sich davor zu schützen, verließ sie das Zimmer.

Einer Frau von Geist und Muth möchte dieses Be-

nehmen vielleicht unwürdig gewesen sein, aber Christine war wirklich noch in mancher Weise ein Kind, wenn auch nicht in dem Sinne von Fräulein Henriette. Und heiß und bitter waren die Thränen, welche sie in ihrem eigenen Zimmer weinte; so heftig und stürmisch wie bei einem Kinde war der Schmerz, weil die Anschuldigungen, die sie getroffen, gerade ihren hohen Gerechtigkeitssinn tief verletzten.

Aber allein kämpfte sie das Bittere durch, sie ging nicht zu ihrem Manne; ihre Klagen konnten ihn nur schmerzen, und ihr Stolz widersetzte sich auch solchem Beschweren. Sie hätte nicht zwei Jahre Erzieherin gewesen sein müssen, um nicht zu wissen, daß eine durch eines Anderen Machtspruch erlangte Autorität fast nutzlos ist, und die Liebe zwischen Nahestehenden, welche nicht gewonnen, sondern verordnet wird, sehr leicht dem Hasse sich nähert.

Ueberdies, lag nicht etwas Wahrheit in dem, was die Tante gesagt? Durfte sie, die zweite Frau, sich die Oberherrschaft über die Kinder der ersten Gattin anmaßen? Wäre es nicht vielleicht klüger und besser, sie denen zu überlassen, welche bis jetzt ihre Erziehung überwacht, und sich gar nicht mehr darum zu sorgen und zu kümmern? Gerade als dieser trübe Gedanke in Christinen aufstieg, hörte sie draußen kleine Füßchen dahertrippeln. Oliver, der als „Jüngster" noch manche Freiheiten genoß, die seinen Geschwistern schon versagt waren, wußte recht gut, wohin er Vormittags wandern mußte, um Biscuit zu erhalten oder seine zerbrochenen Spielsachen ausbessern zu lassen. Heute erforderte ein Wagen, der nur noch

ein Rad besaß, und ein krankes Pferd mit drei Beinen Christinen's zärtlichste Aufmerksamkeit und Hülfe. Als sie jetzt auf dem rothen Sopha saß, mit dem zerbrochenen Spielzeug beschäftigt, und das kleine, rosige Antlitz des Knaben sich eifrig an das ihrige drängte, während sein weicher Arm sich fest um ihren Hals gelegt, zur Stütze, da wurden Christinen's feuchte Augen bald wieder trocken und hell und ihr Herz fühlte sich weniger schwer und hoffnungslos. Alle die kleinen Erfordernisse der Gegenwart, durch deren Erfüllung gerade das Zusammensein mit Kindern so beruhigend wirkt, besänftigten auch den Sturm in ihrer Brust; und als der kleine Bursche nun ganz froh, sein Wägelchen mit dem edlen Rosse wieder prächtig in Stand zu sehen, jubelnd in die Hände klatschte und unter lautem „Holla, Ho!“ mit seiner Equipage davonfuhr, hatte Christine die Empfindung, das Leben sei doch nicht so aller Freuden bar, wie sie es noch eine Stunde vorher gefunden.

Aber als sie später das violett seidene Kleid mit den Honitonspitzen angelegt und überhaupt große Toilette gemacht hatte, wie Fräulein Henriette es durchaus für nothwendig erklärt — ach, was war die arme Christine mit all den Vorschriften der Etikette und des Ceremoniels über diesen Empfangstag gequält worden — kam wieder die düstere Stimmung über sie. Was sollte sie mit den Menschen sprechen, die viel schlimmer waren als ganz Fremde, denn sie kannte sie von Ansehen und Hörensagen, und sie selbst war ihnen durch ihres Vaters üblen Ruf nur zu gut bekannt. Wie sie hinter ihr reden und über sie kritisiren würden, in jener kleinlichen und gehässigen Weise,

welche sie jetzt zum ersten Mal in ihrem Leben kennen gelernt hatte! War dies bei allen Damen, die zu den Collegien gehörten, hergebrachte Sitte? War es der herrschende Ton in der „guten Gesellschaft“? O, wenn es so wäre, wie sollte sie dann ein ganzes Leben lang dieses äußerlich so höfliche und ceremoniöse Benehmen, und doch hinter dem Rücken dieses Spioniren und Fehlerfinden, wie die beiden Tanten es täglich zeigten, ertragen? Das war viel schlimmer als Frau Ferguson's aufdringliche, mütterliche Güte, die, wenn auch etwas unfein und unbequem, doch so warmherzig gegeben wurde. Ja, zehnmal schlimmer selbst als irgend etwas, das Christine in ihrer Mädchenzeit zu erdulden gehabt, die freilich sehr einsam und öde war, aber ihr doch Freiheit gönnte; die Umstände hatten sie gezwungen, ihrem Vater bei seinem Nomadenleben, das ihn nirgends Ruhe finden ließ, zu folgen, aber er hatte sie sich selbst überlassen und ihrem Charakter, ihrer Seele gestattet, sich frei zu entfalten. Von der Männer Selbstsucht und Schlechtigkeit wußte Christine genug, doch mit der Frauen Kleinlichkeit und jämmerlichen Aeußerlichkeiten, mit ihrem Neid, ihrer Eifersucht und ihrer Engherzigkeit, die mehr auf die Form als auf den Kern sieht, hatte sie jetzt die erste Bekanntschaft gemacht.

„Wie soll ich das Alles überwinden? Mag mein Mann auch noch so gütig gegen mich sein, wie soll ich all diese Erbärmlichkeiten ertragen?“ seufzte sie, ihre heiße Wange gegen die gefrorenen Scheiben drückend, denn sie saß in einer der tiefen Fensternischen in dem Treppenhause, bis zum letzten Augenblick dort verweilend, ehe sie

sich zur bestimmten Stunde auf ihren Platz im Gesellschaftszimmer begab.

„Meine Liebe, fürchten Sie nicht, sich zu erkälten?“ fragte die schüchterne Stimme der Tante Marie. „Und möchte die Dienerschaft es nicht vielleicht seltsam finden, Sie hier auf dem Flur sitzen zu sehen? Aber Sie weinten doch nicht?“

„Nein!“ erwiderte Christine energisch; „nein!“ und dann strafte sie sich selbst Lügen, indem sie in einen Thränenstrom ausbrach.

Fräulein Grey war sogleich erweicht, ja beinahe selbst zu Thränen gerührt.

„Still, still, meine Liebe; hier nehmen Sie mein Riechfläschchen, es wird bald vorübergehen, es ist nur eine Ueberreizung der Nerven. Es braucht Ihnen wirklich nicht bange zu sein, unsere Freunde, oder besser Henrietten's, denn ich gehe selten aus, sind alle sehr gute, liebe Menschen, die der Frau meines Bruders jede Rücksicht und Achtung erzeigen werden. Sie haben durchaus nicht nöthig, sich vor ihnen zu fürchten!“

„Ich fürchte mich nicht im geringsten“, erwiderte die junge Frau, eher versucht zu lächeln, als durch diese ernsten Beileidsbezeugungen sich gekränkt zu fühlen. „Was mich erregte, war etwas ganz Anderes als dies.“

„Vielleicht trug Henriette die Schuld?“ Mit einem ängstlichen Blick nach der Treppe fuhr die gute kleine Dame fort: „Meine Liebe, Sie müssen Henrietten nicht jedes ihrer Worte anrechnen, sie meint es wirklich nicht so böse. Wenn Sie nur gesehen hätten, wie geschäftig sie diesen Morgen gewesen ist, Alles auf das Hübscheste

zu arrangiren. Denn, sagte sie zu mir, da Dein Bruder nun einmal wieder geheirathet hat, so müssen wir es von der besten Seite nehmen, seine Frau in die Gesellschaft einführen und sehr gütig gegen sie sein. Und ich dächte, das wären wir", fügte Tante Marie hinzu.

„Dank Ihnen", sagte Christine etwas stolz, und doch wieder durch den milden, schüchternen Ausdruck dieses sanften, etwas einfältigen Gesichtes gerührt.

„Sie müssen es einsehen, meine liebe Christine, daß Ihre Heirath für Henrietten viel schmerzlicher war als für mich; denn die selige Frau Grey war ihre Schwester, und Arnold ist nur mein Bruder, dessen Glück mir von Allem in der Welt am nächsten liegt. Ich hoffe, nichts Böses zu thun, daß ich über die Sache anders als meine theure Henriette denke. Ich hielt es stets für recht, daß Arnold heirathen könne, wen er wolle, und ich wußte, ich würde seine Frau lieben, wenn sie ihn nur glücklich machte. Aber still! Es kommt Jemand."

Die arme kleine Dame bemühte sich, ganz unbefangen auszusehen, und Christine erhob sich von ihrem Sitz und stand hoch und stolz wie eine Königin da, oder besser, als Doctor Grey's Gattin, wie sie oft als Beruhigung zu sich sagte, wenn der ihr zugefügte Schmerz oder Aerger ihr Blut heißer wallen ließ und die frauenhafte Ruhe und Würde, welche ihr nun gebührten, umzustürzen drohte.

Fräulein Henriette nahte sich zu Christinen's Ueberraschung ganz freundlich, denn die unerfahrene junge Frau wußte noch nicht, welche zauberhafte Macht hübsche Kleider zum Verscheuchen übler Laune besitzen. Und Fräu-

lein Gascoigne hatte eine wunderbar schöne Toilette gemacht, ausgewählt fein und passend bis in die kleinsten Einzelnheiten; nebenbei war sie auch selbst noch so hübsch, daß sie wohl wußte, es sei eine Freude sie anzusehen. Sie kam geraden Weges von ihrem Spiegel, der ihr ein schönes Bild gezeigt, und so war sie ungewöhnlich holdselig; auch mochte sie fühlen, daß heute bei dem „ersten Empfange“ der jungen Frau der häusliche Friede besonders hervorleuchten müsse.

„Dieses Kleid ist wirklich sehr hübsch“, sagte Fräulein Henriette zu Christinen; „vermuthlich kaufte Ihr Mann es in London.“

„Ja.“

„Wählte er es selbst?“

„Ich glaube.“

„Meine Schwester suchte sich ihre Anzüge stets selbst aus, aber sie bezahlte sie auch allein. Sie besaß ein eigenes kleines Einkommen; das ist für eine verheirathete Frau eine sehr große Annehmlichkeit.“

„Das kann ich mir denken.“

„Wirklich, Frau Grey? Ich hätte kaum erwartet, Sie würden das finden.“

„Ich denke“, entgegnete Christine fest, obgleich in dem Moment das seidene Gewand sie wie Feuer zu umwallen schien, und die Perlenbroche, wie der Spitzenkragen gleich einer Last sie drückten — „ich denke, daß es bei einer rechten Ehe durchaus gleichgültig ist, ob der Mann oder die Frau das Vermögen besitzt. Wollen wir hinuntergehen?“

Es blieb noch Zeit für die glühenden Wangen, sich

abzukühlen und für das von neuem verletzte Herz, sich zu besänftigen, ehe der Besuch kamen.

Fräulein Henriette hatte richtig bemerkt, die junge Frau hatte sich noch nie in der Gesellschaft bewegt, wenigstens nicht in der Gesellschaft, welche die Krone aller Provinzialstädte bildet, eine Menge von feingekleideten Menschen mit guten Manieren und auch wohlunterrichtet. Doch es schien Christinen, als ob diese Damen, wenngleich tadellos in ihrem äußeren Benehmen, was ihrem eigenen Feingefühl sehr wohl that, doch alle nach einem durchgehenden Stile gekleidet waren und meist über dieselben Dinge in gleicher Weise sprachen. Ihr, die sie nicht die Gabe besaß, „über nichts reden zu können“, kam die Unterhaltung etwas oberflächlich und uninteressant vor. Sie wußte kaum, was sie sagen sollte, und doch war sie sich bewußt, wie jedes Wort, jeder Blick von ihr, entweder in dem Lichte, daß sie Edward Oakley's Tochter oder Doctor Grey's junge Gattin war, scharf kritisirt wurde.

„Wenigstens soll er sich nicht meiner schämen!“ dieser Gedanke erhielt sie aufrecht, inmitten ihrer Ermattung und anderer peinlicher Gefühle, und unwillkürlich blickte sie mehr als einmal nach der Thür, mit dem Wunsche, ihr Mann möchte kommen, seine Gegenwart würde ihr unfehlbar jenes beruhigende Empfinden des Schutzes und der Sicherheit geben, das sie von der ersten Stunde ihrer Bekanntschaft an in Doctor Grey's Nähe stets gehabt.

Endlich kam er wirklich, und mit einem Lächeln sie grüßend, das gewiß für eine ganze Woche den Gegenstand der Unterhaltung in Avonsbridge bildete, ging er zu einer Gruppe von Damen, die zu St. Bede gehörten,

um mit ihnen zu reden. Jetzt sah Christine zum ersten Male, wie sich ihr Mann „in der Gesellschaft“ bewegte.

Nächst einem schlechten Manne oder einem Narren ist das Schrecklichste ein sogenannter „guter Gesellschafter“; eine meist geckenhafte, eitle Persönlichkeit, die eine Menge von Zuhörern an sich lockt, nur um ihr Rednertalent glänzen, ihren Witz bewundern zu lassen. Aber diese Raketen des Geistes sind doch nur Strohfeuer, sie blenden momentan, ohne weder Licht noch Wärme zurückzulassen. Und so sind diese guten Gesellschafter fast nur als Reiz der Neuheit gesucht, wer sie und ihre hergebrachten Witze und Reden erst kennt, meidet sie eher.

Dennoch ist es ein großer Vortheil für jeden Mann, selbst den klügsten und gelehrtesten, sich in jeder Gesellschaft heimisch zu fühlen, sich weder excentrisch, noch stolz oder schüchtern zu benehmen, sondern sich ganz frei und ungezwungen zu bewegen, ein Lächeln des Willkommens, ein freundliches Wort für Alle zu haben, und statt mit sich selbst beschäftigt zu sein, oder mit dem, was Andere wohl über ihn denken könnten, sich den Anwesenden zu widmen. In kurzen Worten, es ist schön, sich wie ein echter Gentleman zu benehmen: natürlich und höflich, so sicher über sich selbst und seine Stellung, daß gar kein künstliches Aufrechterhalten nöthig wird, und man nichts zu thun hat, als es den Gästen oder Freunden ringsumher so angenehm als möglich zu machen. Und das that Doctor Arnold Grey immer.

Er sprach wenig und durchaus nicht brillant, aber er verstand die Kunst, Andere zum Reden zu bringen. Durch irgend eine geheimnißvolle Macht, vielleicht in der Zart-

heit seiner eigenen Natur liegend, schien er befähigt, all das Beste und Edelste der anderen Naturen ans Licht zu ziehen, und interessanter als jede Unterhaltung war es, sein gütiges, mit so ernstem Eifer lauschendes Antlitz zu beachten. Immer von neuem wurde Christinen's Blick dahin geführt, und ein leises Beben beschlich ihr Herz, durch das jeder Frau angenehme Bewußtsein hervorgerufen, daß sie stolz auf ihren Gatten sein kann. Und ob Christine Arnold Grey liebte oder nicht, stolz war sie doch auf ihn.

Meist bei allen guten Menschen hat die Liebe ihre Wurzel in des Anderen Güte und Vortrefflichkeit, denn tiefer noch als die Liebe selbst, ist der ideale Sinn nach Befriedigung unserer geistigen Ansprüche und des Sehnens unserer Seele nach dem, was der Vollkommenheit am nächsten steht. Und obgleich in vielen Fällen das arme Menschenherz so schwach oder so stark ist (welcher Ausdruck ist der richtige?), sich an etwas sehr Unvollkommenes zu hängen und es zu lieben, einfach aus dem Grunde, weil es lieben muß, mit einer Art leidenschaftlichem Mitleid, und immer hoffend, daß der geliebte, irrende Mensch doch noch sich bessern könne und so unser Sehnen gestillt werde, so ist diese Liebe doch nicht die Liebe, welche stärkt, beglückt und veredelt. Früher oder später muß sie sterben. Sie hat keine Wurzel und welkt dahin. Wohingegen da, wo auch nur die kleinste Wurzel und ein noch so geringes Keimen bemerkbar ist, die gütige Natur oft Wachsthum und Gedeihen gibt.

Immer wieder, wenn sie sich unbemerkt glaubte, schaute Christine nach ihrem Manne, denn es machte ihr

Vergnügen, sein Antlitz zu studiren, nicht den Ausdruck, den es ihr gegenüber trug, diesen kannte sie gut, ach, vielleicht zu gut — nein, sein Gesicht zu beobachten, wenn er sich mit Anderen beschäftigte, theilnehmend an ihnen und an den alltäglichen Pflichten des Lebens, die zuweilen für einen Mann, der leidenschaftlich liebt, nicht mehr vorhanden sind. Jetzt sah sie ihn, wie er wirklich war, auch ehe er sie liebte schon gewesen war, als Herr des Hauses und der Familie, als Oberhaupt des Collegiums, der Mittelpunkt und Berather für seine Freunde, seinen Beruf in der Welt erfüllend, wie ein tüchtiger Mann es soll, in einer Weise, wie eine liebende Frau es nur wünschen kann. Christinen's Augen leuchteten und ein Gefühl des Wohlbehagens und der Wärme schlich in ihr armes, erstarrtes Herz.

Während sie dieser Empfindung nachhing und kaum an deren Realität glauben konnte, fuhr es plötzlich wie eine Lähmung durch alle ihre Glieder, beim Klange eines Namens, welcher in der Unterhaltung zweier Damen genannt wurde.

„Edwin Uniacke! Ja, es ist gewiß wahr. Mein Mann erzählte es noch heute Morgen. Er ist jetzt Sir Edwin Uniacke geworden mit einem beträchtlichen Vermögen."

„Das hat er auch nicht verdient. Wenn es jemals einen Taugenichts gab, so war er es. Er brach seiner armen Mutter das Herz, sie starb während der schlimmen Geschichte. Der Dechant muß ja alles Nähere wissen."

„Ja, aber er und Doctor Grey hielten es sehr geheim. Mein Mann haßt alles Schwatzen, und der Rector —"

„Ihr Herr Gemahl machte mir heute früh einen langen Besuch, meine liebe Frau Brereton", mit diesen Worten unterbrach Doctor Grey das Gespräch der beiden Damen. „Wir wünschten uns gegenseitig Glück über unsere Aussichten. Wir hoffen, daß zwei unserer Schüler St. Bede im nächsten Jahre viel Ehre bringen werden."

„Das ist schön. Aber mein John glaubt, es würde doch schwerlich wieder einen so befähigten jungen Mann hier geben, wie den, von welchem ich soeben sprach, Herrn Uniacke, jetzt Sir Edwin. Er ist Baronet geworden und hat die großen Besitzthümer der Familie erhalten. Sie haben doch davon gehört?"

„Ja", erwiderte Doctor Grey kurz.

Die Gattin des Dechanten, welche alle die Liebe zum Schwatzen, von der ihr Mann nichts besaß, auf ihr Theil bekommen, wandte sich jetzt zu Christinen mit der Frage: „Auch Sie, Frau Grey, müssen von dem jungen Mann und seinen Streichen gehört haben; es ist erst ein Jahr her, daß er aus dem Collegium verwiesen wurde. Schade um ihn! Er war so klug und gewandt, hatte Geschick zu allem. Und in der Musik war er ein Genie. Er spielte und sang zum Entzücken. Bei dem allen war er ein solcher Taugenichts, mehr als das, ein vollendeter Bösewicht."

„Meine liebe Frau Brereton, Niemand ist bei zwanzig Jahren ein vollendeter Bösewicht", entgegnete Doctor Grey, „und wenn er es selbst wäre, je weniger man davon spricht, desto besser. Meinen Sie nicht auch?"

So ließ man dieses Gespräch fallen, ruhig und gleichgültig, wie man vieles unter der glatten Oberfläche der

Gesellschaft zum Schweigen bringt, der Gesellschaft, die so ganz leicht und unbesorgt spitze Waffen handhabt und fröhlich und sicher auf Raketen und Feuerkörpern herumgeht, nachdem sie den Zündstoff zu rechter Zeit daraus entfernt hat.

„O, wie abgespannt bin ich!“ sagte Christine, während ihr Mann noch die letzten der Damen zu ihren Wagen geleitete. „Ich will gleich in mein Zimmer gehen.“

„Thun Sie es, meine Liebe“, rief Tante Marie. „Es war für uns alle ein anstrengender Nachmittag. Gehen Sie, ich werde Arnold sagen, Sie zögen sich um; wir haben noch eine halbe Stunde bis zum Mittagessen.“

„Ich werde bereit sein.“

Und sie war es. Aber die Hälfte dieser dreißig Minuten lag Christine auf ihrem Bett, still, kalt, bleich, fast als sei sie todt. Dann erhob sie sich, wechselte die Kleider und kam zu der steifen, ungemüthlichen Mahlzeit herunter, bei welcher sie wieder den Kreislauf der häuslichen Geschäfte und Obliegenheiten ihres stillen, einförmigen Lebens begann, als ob nichts vorgefallen sei.

Fünftes Kapitel.

Jeder Mensch, und besonders jede Frau, besitzt unter den vielen Idealen von Glück, die sie sich bildet, und die, wenn sie auch nicht in Erfüllung gehen, doch schon im Träumen davon süß sind, ein besonders liebes Ideal, das für jedes zärtliche, tieffühlende Herz das eigene Haus, der eigene Herd ist.

Christine hatte sich ihr Ideal geschaffen, sie hatte ihr Luftschloß erbaut und es von unten bis oben mit allem Schönsten geschmückt, schon als sie noch ein Mädchen von vierzehn Jahren war. Wenn sie so alle Abende, spät bis in die Nacht hinein, dasaß, des Vaters Kommen erwartend und doch zitternd, sobald sein Schritt sich nahte, oder wenn sie in ihrem Kämmerchen eingeschlossen, der einzigen Zuflucht, in der sie allein war, das laute Lachen und wüste Toben von den Trinkgelagen unten heraufdringen hörte, in das hinein sich die Klänge der herrlichsten Musik mischten, welche wie der Schrei eines gefangenen Engels ertönten, da hatte das junge Mädchen sich das alles erträumt und ausgemalt. Durch allen Wechsel des Lebens und die kummerschweren Jahre hindurch, vielleicht gerade um so mehr geliebt, weil der Traum mit ihrer

Umgebung in so grellem Gegensatze stand, hatte Christine sich ihr Ideal häuslichen Glückes und ihrer künftigen Heimath bewahrt.

Jetzt lag die Wirklichkeit vor ihr, und wie war sie? Dem Aeußeren nach sah sie licht und schön genug aus. Wer einen Blick in das warme, hellerleuchtete rothe Eßzimmer gethan, in der Stunde zwischen der Mittagsmahlzeit und dem Thee, wenn die ganze Familie dort beieinander zu finden war, würde geglaubt haben, er müsse in einem sehr glücklichen Hause sein und hätte sich an dem hübschen Bilde vor ihm erfreut. Die Eltern mit den Kindern saßen um den Tisch, während die beiden Tanten in ihren bequemen Armstühlen beim lustig flackernden Kaminfeuer Platz genommen, die eine strickend und dabei zuweilen ein wenig einnickend, die andere — auch schlafend?

Nein, Fräulein Henriette schlief nicht, am Tage niemals. Ihre scharfen, spähenden Augen waren immer offen, besonders wenn der Familienkreis ihren Schwager, dessen junge Frau und die Kinder in sich vereinte. Sie hielt die größte Wachsamkeit für ihre Pflicht. Immer von neuem versicherte sie der sanften Tante Marie, der einzige Grund, welcher sie in der düsteren Rectorei festhalte, statt wieder ihr eigenes hübsches Häuschen in Avonside zu beziehen, wäre der, die Interessen „dieser armen mutterlosen Kinder" zu überwachen und zu wahren.

Unglücklicherweise für diese sorgsame Tante hatte aber gerade Christine es sich als Schönstes ihres ehelichen Lebens ausgemalt, diese Kinder unter ihren besonderen Schutz zu nehmen, sie durch Liebe an sich zu fesseln, und die Leere ihres Herzens, das, wie sie damals glaubte, nur

noch der mütterlichen Gefühle fähig sei, durch sie ausgefüllt zu sehen. Wie sie sich sehnte, die Kinder so ganz und voll in treuer Mutterzärtlichkeit zu umfassen, wußte nur Gott und sie.

Ohne zu wissen, wie es eigentlich zuging, hatte sich von diesen Hoffnungen und Wünschen keiner erfüllt. Sie sah die Kinder kaum, außer beim Frühstück und in der einen Stunde nach dem Mittagessen, wo sie dieselben schweigend beobachtete, wie sie bei ihrem Vater saßen, die ältesten ihm zur Seite, das kleinste auf seinem Schooß, und alle so glücklich miteinander waren. Doctor Grey sah stets froh und zufrieden aus inmitten der kleinen Schaar; und auch sie theilten dasselbe Gefühl. Ihre Fehler und Unarten versteckten sich hinter Liebenswürdigkeit, wenn sie in die Nähe ihres guten, treuen, zärtlichen Vaters kamen, denn Liebe erzeugt Liebe und Güte macht selbst besser. Titia verlor ihre gezierte Verstellung, Atty seine selbstsüchtige Grobheit und Oliver wurde zu einem wahren Engel, wenigstens auf eine Stunde des Tages, die, wenn sie mit ihrem Papa zusammen waren.

Christinen's Blicke ruhten oft auf dem hübschen Bilde vor ihr, dem Vater mit den Kindern, doch schweigend sah sie hin.

Sie war nicht eifersüchtig, nicht im Geringsten, denn ihre reiche und gütevolle Natur erkannte tief die Rechte Anderer an und war mit den ihr gebürenden zufrieden, so daß sie keiner kleinlichen Regung der Eifersucht fähig war; dennoch fühlte sich Christine traurig. Die luxuriöse Bequemlichkeit und Zwecklosigkeit ihres Lebens lagen schwer auf der einst so armen, thätigen Erzieherin, die niemals eine unbeschäftigte

Stunde, kaum eine zum Ausruhen gekannt hatte. Die Ruhe war schön und süß, aber die Müßigkeit kaum zu ertragen. Sie hatte den Versuch gemacht, in den langen Vormittagsstunden, wenn ihr Mann in seinem Studirzimmer war, die Kinder mit sich zu nehmen und ein wenig zu unterrichten. Doch Tante Henriette hatte erwidert, daß ihre selige Schwester entschieden gegen jeden anderen als bezahlten Unterricht eingenommen gewesen wäre, und daß es überdies für die Gemahlin des Rectors von St. Bede unpassend sei, sich mit den Kindern wie eine Wärterin zu plagen und sie sogar selbst spazieren zu führen. Ihre eigene Mama hätte nie daran gedacht, so etwas zu thun.

Dieses stete Anführen der Gewohnheiten, Wünsche und Befehle ihrer Vorgängerin besaß die Kraft, Christinen zum Schweigen zu bringen. Aber das Sehnen ihres Herzens, irgend einem von Nutzen zu sein und die Liebe der Kinder zu erwerben, wenngleich es die Kinder einer anderen Frau waren, dies Sehnen wollte nicht enden.

Mit diesen Gedanken saß sie an diesem Abend, wie viele früheren Abende, ruhig doch wehmuthsvoll, und es war ihr eine ordentliche Erleichterung, als Barker mit dem Theezeug und verschiedenen Briefen für „Frau Grey“ eintrat.

„An mich? Wie seltsam! Wer sollte mir schreiben? Ich kenne ja Niemand.“

Bei diesen Worten schossen Tante Henrietten's Augen Blitze, und sobald Barker das Zimmer verlassen, entlud sich das Gewitter.

„Ich bitte Sie, Frau Grey, und wenn es nur unschick-

wegen wäre, etwas rücksichtsvoller zu sein. Wie konnten Sie in Gegenwart eines Dieners sagen, Sie besäßen keine Bekannte."

„Es ist die Wahrheit, weshalb sie nicht sagen?" erwiderte Christine, während sie die Briefe öffnete, die ersten, welche unter dem neuen Namen an sie kamen. „Ach, es sind alles Einladungen. Mein Himmel, was soll ich thun?"

Doctor Grey blickte bei dem Ausruf auf; er schien selten von dem, was um ihn vorging, etwas zu vernehmen, außer wenn seine Frau sprach, und dann zeigte irgend eine kleine Bewegung, daß er ein zwar schweigender, doch nicht unbeachtender Zuhörer sei.

„Einladungen!" rief Fräulein Henriette; „das habe ich erwartet. Und in die besten Häuser der Stadt. Das ist das glückliche Resultat „Ihres Empfangstages". O, ich freue mich herzlich, Sie mit so großem Erfolge in „die gute Gesellschaft" eingeführt zu haben!"

„Wie dankbar ich Ihnen sein muß!" entgegnete Christine, halb belustigt, halb — doch es war eigentlich nicht der Mühe werth, über eine solche Kleinigkeit gekränkt zu sein. Sie blickte nur nach ihrem Manne hin, zu sehen, wie er über die Sache dachte.

„Ich meine", erwiderte dieser mit einem komischen Blinzeln seiner Augen, „keine Gesellschaft ist halb so gut oder angenehm als unsere eigene."

Zuerst sah Christine etwas verlegen aus, dann glitt ein dankbares Lächeln über ihr Gesicht.

„So dürfen wir die Einladungen abschlagen?"

„Würde es Dir lieb sein?"

„Ach ja!“

Wenn sie auch nicht mehr vor ihrem neuen Leben zurückbebte, für das ihr Pflichtgefühl sie immer kräftiger machte, so schreckte sie doch vor der äußeren Schaustellung desselben zurück, der, von den kalten, scharfen Augen Fremder angestarrt, oder gar bezeichnet zu werden als: „die arme Erzieherin“, welche Doctor Grey geheirathet, schlimmer vielleicht noch als „die Tochter Edward Oakley's“, dessen unglückliches, vergeudetes Leben Jeder kannte.

„Ja, ich würde lieber absagen!“ rief Christine schnell.

„Absagen! Nachdem ich mir so viel Mühe gegeben, das anzubahnen, und mir ganz eigens zu diesen Einladungen einen neuen Anzug anschaffte! Denn dies sind Gesellschaften zu Ehren der neuen Vermählung, um Sie, Frau Grey, in unseren Kreisen willkommen zu heißen. So geschieht es stets, außer wenn die Heirath eine ist, deren man sich schämen müßte und sie nicht anerkennte.“

Christine fuhr zusammen; die glühende Röthe, welche jetzt mindestens zwanzigmal des Tages in ihr sonst bleiches Antlitz stieg, brannte auch jetzt wieder darauf, doch sie bezwang sich, weil die Kinder zugegen waren, Letitia, die so frühzeitig klug und schlau geworden und alles bemerkte, und Arthur, der fast nur sprach, um etwas Unverschämtes zu sagen. Und dann war auch der Vater der Kinder dabei.

Christine suchte in seinen Augen zu lesen; sie war überzeugt, er habe jedes Wort gehört und verstanden, dennoch schien es ihn nicht berührt zu haben, außer daß er sie schärfer beobachtete; aber mit einem so innigen Ausdruck der Liebe, daß vor demselben ihre Erregung sich sänftigte.

„Soll ich bis morgen mit der Antwort warten? Viel-

leicht wäre es doch ganz gut, wenn wir die Einladungen annähmen?“ Diese Fragen waren an ihren Mann gerichtet.

„Vielleicht“, entgegnete er, und sprach nicht weiter darüber; es war auch nicht nöthig. Ob sie sich liebten oder nicht, mindestens herrschte ein vollkommenes Verständniß zwischen diesen Beiden.

Am nächsten Morgen, nach einer kurzen Berathung mit ihrem Manne, setzte Christine sich nieder, um an die hohen, großmächtigen Damen der verschiedenen Collegien zu schreiben, die nicht ein Jota besser als sie, doch noch vor einem Jahre kaum ihre Existenz anerkannt haben würden, und jetzt um die Ehre ihres Besuches baten — ja, Christine mußte dabei lächeln — und dann schrieb sie, daß Frau Grey mit Vergnügen ihre freundliche Einladung annähme.

Als der wichtige Tag kam, machte sie zum ersten Mal in ihrem Leben „große Toilette“ und weiße Seide, prachtvolle Spitzen, Schmuck und Blumen erhöhten ihre an sich so edle Schönheit noch. Der Anzug war nicht zu jugendlich, sie wünschte gar nicht so jung zu erscheinen, doch hatte er noch etwas Bräutliches. Sie war eben beschäftigt, ihre Opalbroche zu befestigen, und sah dabei in dem Spiegel, halb mit Staunen, halb mit Wehmuth, wie hübsch sie sei, als Doctor Grey eintrat. Er hielt ein Schmuckkästchen in der Hand. Erregt, fast zitternd befestigte er ein Kreuz um ihren Hals und eine Spange an ihrem Arm. Beides war nur einfach gefaßt, aber, so wenig Christine von dergleichen Kostbarkeiten kannte, sie verstand dennoch so viel, um zu sehen, daß dies herrliche Diamanten waren.

„Gefallen sie Dir? Sie sind Dein."

„Du hast sie doch nicht erst jetzt gekauft?"

„Nein, solche Extravaganz ginge über meine Mittel, aber ich habe sie neu fassen lassen. Sie gehörten meiner Mutter und sind seit ihrem Tode nicht getragen worden. Will mein geliebtes Weib sie jetzt tragen?"

Christine senkte ihr Haupt; große Thränen traten in ihre Augen und zitternd erwiderte sie:

„Ich bin so thöricht, oft noch so kindisch. Und Du umgibst mich mit Deiner nie endenden, rührenden Güte. Auch ich versuche gut zu sein, Dir ähnlicher zu werden. Habe Geduld mit mir; sei nicht böse auf mich!"

„Böse auf Dich? Mein Herzensliebling!"

Man mag noch so viel über Gefühle und Empfindungen reden und schreiben, in der wahren Liebe gibt es ein Etwas, das nicht besprochen oder wiedergegeben werden kann. Hierüber den Schleier des Schweigens; dies gehört nur für Zwei allein.

Doctor Grey's Gattin wußte, wie er sie liebte. Als er sie verließ, um den Wagen zu bestellen, der sie zu der ersten der großen Gesellschaften führen sollte, stand sie in ihrem gewählten Anzuge, eine schöne, lichte, bräutliche Erscheinung, stand sie zitternd und weinte.

Es ist ein unumstößliches Naturgesetz, daß jede Liebe, sei sie groß oder gering, nicht auf demselben Punkte stehen bleiben kann und entweder wächst oder abnimmt. Als Christine aus der Betäubung, die schon vor ihrer Verheirathung über sie gekommen und sich nachher nur noch vermehrt hatte, erwachte, begann auch das Bewußtsein in ihr aufzugehen, was eine rechte Ehe sein solle: die voll-

kommene, geweihte Vereinigung von Zweien, so selten erreicht, oft kaum erstrebt und doch das rechte Ziel, der heißeste Wunsch jedes echten Mannes, jeder wahren Frau; eine Vereinigung, ohne welche das Leben unvollständig bleibt, und die Heirath, wenn nicht zu einer Sünde, doch zu einem schrecklichen Mißgriff wird.

„Ich habe gesündigt! Ich habe gesündigt!“ war der stete Schmerzensschrei in Christinen's Herzen, das sie todt geglaubt, weil es gleich einem kalten Stein in ihrer Brust gelegen, und das, wie sie nach und nach entdeckte, ein lebensreiches, vollschlagendes Frauenherz war, welches nach seinem Herrn und Meister verlangte und bereit war, ihn zu lieben, ihm zu gehorchen, zu dienen, nein, mehr noch, im Staube zu seinen Füßen zu knieen, wenn er nur zu finden wäre. Jetzt wußte sie durch das tiefe Gefühl des Bedauerns über das, was ihr fehlte, daß er ihr noch nie erschienen war, und daß die gebrochene Liebe, welche sie so tief betrauert, nur ein Gebilde ihrer Phantasie, nie aber eine wahre, lebensfähige Liebe gewesen sei.

Christine empfing keinen Kuß ihres Gatten, ohne daß sie nicht hätte die Welt für das Bewußtsein hingeben mögen, niemals früher habe ein anderer Mund sie geküßt; er nannte sie nie mit zärtlichen Namen, daß sie nicht erbebt wäre, weil sie schon von einem andern Manne solche gehört. Es erwachte in ihr jene geheiligte Werthschätzung ihrer selbst, die sie belehrte, daß sie einzig und allein nur einmal solche Worte und Liebkosungen hätte hinnehmen dürfen; dieses Gefühl kommt in die Natur jeder Frau, sobald sie die Liebe zu erwidern anfängt, welche sie erweckt hat. Daß dieses Letztere bei ihr der Fall sei,

davon hatte Christine noch keine Ahnung, aber sie erkannte immer mehr und besser ihres Mannes Liebe, und sie erfüllte ihre Seele mit einem starken, süßen Empfinden, dem sich jedoch ein scharfer Schmerz, ein tiefes Bedauern, eine traurige Demuth beimischte. Nein, diese Seligkeit, die stolze Freude, die vollkommene Befriedigung eines Herzens, das sich mit süßem Schauer bewußt ist, so viel zu geben, als es empfängt, nein, diese Seligkeit war nicht ihr Theil.

Dies war alles; kein anderer Vorwurf traf Christine. Sie hatte nichts Unrechtes gethan, nichts, das ihr oder ihrem Manne zur Unehre gereichen konnte; nichts, als was hunderte von Frauen täglich thun und sich keine Vorwürfe darüber machen, noch von der Welt getadelt werden. Christine hatte einem Anderen erlaubt, in den Garten ihres jungen Lebens einzutreten, ohne den Muth zu haben, eine kleine Ecke in demselben vor seinem Schritt zu bewahren und zu sagen: „Hier laß deinen Fuß nicht gehen, hier ist ein Grab!“ Ja, nur ein Grab, eine schuldlose, kurze, traumähnliche Liebe bergend, deren Ruhestätte nun noch mit den Blumen ihrer Mädchenzeit geschmückt war, doch aber ein Grab, eine Handvoll Staub enthaltend. Nie konnte dieses einstige Gefühl Christinen verderben, im Gegentheil, es vermochte vielleicht ihrem Herzen mehr Reife zu bringen, diesem armen Herzen, das in seiner Einfachheit und Reinheit sich aus einem Menschen, der an sich falsch und unedel war, ein Ideal gebildet hatte; es würde dies bald durch seine eigene Morschheit von dem Altare gestürzt sein, hätte nicht das Schicksal oder die Vorsehung es für gut befunden, es noch eher in den

Staub zu werfen. Aber ein Grab war in Christinen's Herzen und ihr Gatte wußte nichts davon.

Keiner hatte davon Kenntniß gehabt. Die Zeit der Verblendung war sehr kurz gewesen, und die einzigen Erinnerungszeichen daran hatten in jenen vier Briefen bestanden, welche Christine an ihrem Hochzeitstage verbrannte. Die ganze Angelegenheit, die nur vier Wochen umfaßt, war gleich einem Traum dahingegangen; nun war Christine erwacht, erwacht, um zu begreifen, was die Liebe in Wirklichkeit war, auch ihr hätte sein können.

Sie weinte still, bis sie auch dies nicht mehr wagte. Ein schneller Gedanke ließ sie mit aller Kraft nach Fassung ringen und die Spuren ihrer Thränen verwischen.

„Ich bin Doctor Grey's Gattin!“ sagte sie sich, und hiermit kam der Entschluß, die großen Magnaten der Collegien sollten sie nicht dieses Namens unwürdig finden. Nein, Niemand sollte sagen können, selbst nicht die Böswilligen, denn Christine hatte erst in der letzten Zeit entdeckt, daß die Welt, nicht wie sie geglaubt, einfach aus schlechten oder guten Menschen bestehe, sondern noch aus einer Mittelklasse, die nur gehässig und böswillig war, aber selbst diese sollte nicht mit einem verächtlichen Achselzucken bemerken dürfen: Doctor Grey's zweite Heirath war „ein Mißgriff“.

Christine hatte niemals früher sich viel um Aeußerlichkeiten gekümmert, heute that sie es. Nicht eine Locke ihres prachtvollen blonden Haares war in Unordnung, nicht eine Falte ihres schweren Seidenkleides oder eine der Spitzen am unrechten Platz, keine Spur von Aufregung in ihrem Antlitz, ihrer Erscheinung bemerkbar, als

sie ihr Zimmer verließ, um hinabzugehen. Sie überlegte, ob es nicht die Höflichkeit gebiete, an Fräulein Henrietten's Thür zu klopfen, und zu fragen, ob sie fertig sei, als sie einen lauten Schrei aus der Kinderstube hörte. Das war leider nichts Neues. Mehr als einmal war Christine die Treppen hinaufgeeilt, in der Angst, irgend ein schreckliches Unglück zu sehen, aber sie hatte immer nur den gewöhnlichen Kampf zwischen Phillis und den Kindern gefunden, vorzüglich zwischen der Wärterin und Arthur, der jetzt kein kleines Kind mehr war, das man liebkosen und schelten konnte, kein schüchternes Mädchen, welches Angst vor Strafe zum Gehorchen brachte, sondern ein großer, wilder Knabe, der nur noch mit den Waffen in der Hand zu regieren war, die, wie Frau Grey argwöhnte, von Phillis tapfer gebraucht wurden.

„Ich will nicht! Nein, ich will aber nicht! Sie werden mich nicht dazu zwingen!" war der laute Ruf, der, mit heftigem Schluchzen vermischt, Christinen's Ohr traf, schon ehe sie die Thür der Kinderstube öffnete.

Da stand Phillis, Arthur mit der einen Hand haltend, während sie mit der anderen ihn schlug, indessen der Knabe sich mit der Hartnäckigkeit eines jungen, wüthenden Bulldoggen an sie festgeklammert hatte und mit seiner kleinen Faust jeden Schlag erwiderte. Es war ein ganz regelrechter Kampf, in dem die beiden Gesichter, des Kindes und der Frau, den gleichen Ausdruck von Trotz und Wuth zeigten. Kein Wunder jetzt mehr für Christine, daß Titia so verstockt und hinterhaltig, und Arthur so maßlos heftig geworden war. Die Kinder hatten nur gelernt, was man sie gelehrt.

„Phillis, was geht hier vor? Was hat der Knabe Unrechtes gethan?“

Die Angeredete wandte sich um, mit dem trotzigen Blick, den sie immer annahm, sobald Frau Grey nur die Kinderstube betrat; an diesem Tage war der Ausdruck noch härter und herausfordernder, die Stirn in die tiefsten Falten gelegt und um den Mund ein fast wilder Zug.

„Was er gethan hat, Frau Grey? Er ist ungehorsam gewesen. Ich will Dich lehren, mir noch einmal zu trotzen, Du kleiner Bösewicht.“

„Phillis!!“

Niemals früher hatte Phillis' neue Gebieterin in diesem Tone des Befehlens zu ihr gesprochen. Einen Moment hielt sie inne mit dem Strafact, dann fielen die Schläge nur noch dichter und stärker auf die Schultern, selbst auf den Kopf des sich wehrenden, wüthenden Knaben.

Es war für Christinen stets etwas Schreckliches gewesen, ja sie hatte es kaum mit ansehen können, wenn ein Kind geschlagen oder schlecht behandelt wurde. Die Tyrannei, welche sich Autorität nennt, die persönliche Rache, die sich unter dem Namen der Strafe verbirgt, und beides von dem Stärkeren gegen den Schwächeren feige gebraucht, war etwas Christinen's strengem Gerechtigkeitssinne so Widerstrebendes, ja Empörendes, daß es stets in ihr das Gefühl erweckte, welches die Wurzel aller gerechten Auflehnung in der Welt ist. Dies Gefühl hat Gott selbst, der richtige, gesetzmäßige Autorität verordnete, in des Menschen Brust gelegt, als Schutz gegen die Willkür der Tyrannei. Wenn Christine Mutter gewesen

wäre und sie hätte den Vater ihrer Kinder eines derselben so schlagen sehen, wie Phillis Arthur schlug, dieser Anblick würde sie, wie sie mit einem eigenthümlichen Flammen ihrer sonst ruhigen Augen von sich selbst sagte, „gefährlich“ gemacht haben.

Jetzt verlor sie keine unnützen Worte, es war dies niemals ihre Art. Mit fester und überraschend kräftiger Hand befreite sie das Opfer von dem harten Griff seines Peinigers.

„Arthur, geh in mein Zimmer! Ich werde mich erkundigen, was Du Unrechtes gethan und Dich dafür strafen. Sie aber, Phillis, hören Sie meine Worte: nie wieder wird ein Kind in meinem Hause gestraft oder geschlagen, außer von seinem Vater oder mir.“

Klar und entschieden tönte die Stimme der Mutter und der Herrin, die zum ersten Mal in diesen beiden Rechten einen Befehl aussprach. Phillis starrte sie verwundert an, ja sie trat sogar zurück, dann aber sich fassend, lief sie dem davoneilenden Knaben nach. Doch es war zu spät, er hatte schon den Flur erreicht und war im Begriff, die Treppe hinabzulaufen. Es war eine enge, dunkle Treppe, für Kinder sehr gefährlich, und man hatte sie stets zur Vorsicht ermahnt. Arthur, in seiner Furcht vor Phillis, stürzte vorwärts, ein schwerer Fall, ein lauter Schrei folgten.

So heftig und hitzig Phillis war, so besaß sie doch ein Herz; angsterfüllt flog sie hinab zu dem Knaben, aber er wandte sich schreiend von ihr; nur seine Stiefmutter durfte ihn aufheben und nach ihrem eigenen Zimmer tragen.

Obgleich Christine noch jung war, hatte sie doch viel Erfahrung mit Kindern. Sie beruhigte den Knaben und untersuchte, ob auch kein Glied gebrochen war; er klagte über nichts, wurde aber immer bleicher und zuckte vor der geringsten Berührung zurück.

„Jedenfalls ist nicht alles, wie es sein sollte. Wir müssen nach dem Doctor senden. Wer ist der Hausarzt?“

Diese Frage wurde an Phillis gerichtet, die, von ihrer Wuth zur Vernunft zurückgekehrt, beinahe so blaß, wie das arme Kind selbst, bei dem Sopha stand. Sie antwortete fast schüchtern und demüthig, und nannte einen Doctor Anstruther, der, wie Christine gehört, schon seit beinahe vierzig Jahren der Helfer und Tröster für Leib und Seele von halb Avonsbridge war.

„Gehen Sie zu Ihrem Herrn und sagen Sie ihm, ich wünschte, Barker möge den Arzt holen. Aber erschrecken Sie meinen Mann nicht, vielleicht ist es nicht so schlimm. Und bestellen Sie ihm noch, ich glaubte, er würde ohne mich die Gesellschaft besuchen müssen. Schnell, Phillis! Es ist keine Zeit zu verlieren!“

Denn das kleine Antlitz wurde immer bleicher, und zuweilen entschlüpfte den Lippen ein leises Stöhnen.

Zum ersten Male seit ihrem Eintritt in das Haus gehorchte Phillis, fast gegen ihren Willen, einem Befehl und eilte davon, wie ihr geboten, und zwar so hastig, daß sie gegen Letitia anrannte und ihr eine Ohrfeige dafür gab. Trotzdem schrie das kleine Mädchen nicht, als sei sie schon an eine solche Behandlung gewöhnt, und schlich leise nach dem Sopha hin.

„Wird Atty sterben? Glaubst Du es?“ fragte sie leise, mit neugierigem Blick. Ja, nur Neugier und Verwunderung, keine Thräne war in ihrem Auge. „Dann könnte er mich nicht mehr schlagen.“

Christinen's Herz war empört, um dann das tiefste Erbarmen zu empfinden. Welche Art Erziehung mußte diesen Kindern zu Theil geworden sein, um solche Gefühle hervorzurufen.

Sie nahm jetzt von dem Gehörten weiter keine Notiz und bat Letitia nur, ihr Kissen und eine Fußbank zu bringen, damit sie Arthur so bequem als möglich halten könne, bis der Arzt komme. Dann ersuchte sie das kleine Mädchen, ihr den Diamantschmuck und die Spitzengarnitur abzunehmen und zeigte ihr, wohin sie die Sachen legen solle, welchen Auftrag Letitia mit Geschick und Ordnungssinn ausführte.

„So ist es recht. Ich danke Dir schön! Du bist ein brauchbares, ordentliches kleines Mädchen. Willst Du mir wohl einen Kuß geben?“

Nach einigem Zögern gehorchte Letitia; und dann blieb sie neben ihrer Stiefmutter stehen, sie aufmerksam beobachtend. Endlich sagte sie: „Du zerdrückst Dir Dein schönes, weißseidenes Kleid. Thut Dir das nicht sehr leid?“

„Nein, da es nicht zu vermeiden ist.“

„Das ist sonderbar. Ich glaubte, Du hieltest so viel auf kostbare Kleider, und hättest Papa nur geheirathet, damit er Dir recht viele kaufte. Phillis sagte es.“

„Da irrte sich Phillis.“

Mehr erwiderte Christine nicht; sie verstand kaum

recht, was das kleine Mädchen gesprochen, so sehr war sie mit dem armen Knaben beschäftigt.

„Bist Du wirklich um Atty so bekümmert?“ fragte Titia von neuem. „Tante Henriette meinte, wir wären Dir alle sehr gleichgültig!“

„Ihr, mir gleichgültig!“

Und mancher eigenen Mutter Herz würde nicht wärmer geschlagen oder mehr gelitten haben, als das Christinens, wie sie jetzt das blasse Antlitz ihres Stiefsohnes immer geisterhafter werden sah.

„Wo mag nur der Papa sein! Liebe Letitia, geh und sage ihm, er möchte den Arzt unverzüglich holen lassen!“

Sie blieb allein mit Arthur, dem sie ihre ganze Aufmerksamkeit widmete und darüber alles Andere vergaß, bis auf das Eine, daß sie gegen diese Kinder alle Sorgen und Pflichten einer Mutter übernommen habe. Wie viele ihrer Freuden würden ihr zu Theil werden? Vielleicht keine. Aber für Frauen wie Christine liegt doch das größte Glück in der Pflichterfüllung.

Sie fühlte sich befriedigter denn seit lange, als Arthur endlich still und, wie es schien, weniger leidend in ihren Armen lag, die so sanft und warm ihn umschlossen, als habe sie nun Jemand gefunden, den sie lieben, dem sie nützlich sein könne. Christine hatte fast den Gedanken an Gefahr und Angst verloren, als die Thür sich öffnete und Phillis, gefolgt von Doctor Grey eintrat.

Beim ersten Blick auf ihren Gatten fand Christine es gleich heraus, daß er zu den vielen Männern gehöre, die, so hohen geistigen und moralischen Muth sie auch besitzen, doch beim Anblick körperlicher Leiden Schwäch-

linge sind; eine Entdeckung, die ohne ihre Verehrung für ihn zu vermindern, derselben eine eigenthümliche Zärtlichkeit beimischte. Ganz niedergebeugt und betäubt, an allen Gliedern zitternd, kniete er bei seinem Sohne nieder und fragte: „Was müssen wir thun? Christine, was müssen wir thun?“

Sie wußte augenblicklich, daß, was geschehen solle, von ihr gethan werden müsse. Ehe sie aber antworten konnte, erschien Fräulein Henriette.

„Was ist vorgefallen? Weshalb wurde nach dem Arzte geschickt? Das Kind ist beschädigt? Unsinn. Das Herunterfallen von einigen Treppenstufen soll etwas so Gefährliches sein! Ich glaube es nimmer. Es ist nur viel Geschrei um nichts. Doctor Grey, wir müssen zu der Gesellschaft gehen, was sollten wohl sonst die Menschen sagen? Phillis, nehmen Sie Arthur Frau Grey ab und bringen Sie ihn in die Kinderstube.“

Aber Arthur schrie entsetzlich und klammerte sich fest an seine Stiefmutter.

„Er ist beschädigt“, entgegnete Christine fest, „und ich kann nicht erlauben, daß er bewegt werde. Still, Atty! Du ängstigst den Papa. Sei ruhig, und Keiner außer Deinem Vater oder mir soll Dich berühren.“

Fräulein Henriette stand stumm vor Staunen; dann gab sie Phillis noch einmal den Befehl, den Knaben zu nehmen.

„Ich will nicht mit ihr gehen, sie schlägt mich wieder. Bitte, bitte, laß mich bei Dir bleiben!“ und zärtlich schmiegte er sich an seine Stiefmutter. „Ich will so gut, so gut sein, wenn Du mich nur bei Dir behältst!“

„Von Herzen gern, mein lieber Arthur!“ Aus Christinen's Augen leuchtete der Muth, den der Wunsch, Schutz zu gewähren, auch dem Schwächsten verleiht, als sie fest sagte: „Fräulein Gascoigne, Sie müssen mir das Kind überlassen. Ich weiß, wie Arthur am besten zu behandeln ist. Soll es so sein, lieber Mann?“

„Unbedingt.“

Mit einem wüthenden Blick auf ihren Schwager wandte Fräulein Gascoigne sich um und verließ das Zimmer.

Es war kein geeigneter Zeitpunkt, sich um ihren Zorn zu kümmern, denn in diesem Augenblick perlten zwei rothe Blutstropfen über des Knaben weiße Lippen und machten Christinen's Herz fast still stehen.

Während ihres Aufenthalts bei den Fergusons hatte einer der kleinen Knaben das Schlüsselbein gebrochen, ein an sich nicht gefährlicher Fall, wenn nicht der Knochen die Lunge berührt hätte und dadurch eine lange und gefährliche Krankheit entstanden wäre. Klar und sicher erinnerte sich Christine an alles, was unterlassen worden und was, wie später der Arzt sagte, mit dem kleinen John hätte geschehen müssen. Es war nutzlos, ihren Befürchtungen Worte zu geben, ja, ein Blick auf ihres Mannes erschrecktes Gesicht belehrte sie, daß es unmöglich sei. So ließ sie Arthur ganz sanft aus ihren Armen gleiten und bestimmte ihn, sich von ihr auf den Rücken lang auf das Sopha legen zu lassen; dann trocknete sie leise das Blut von seinen Lippen.

„Aengstige Dich nicht, Papa“, und sie versuchte zu lächeln, „ich sagte es ja, ich werde schon mit ihm fertig

werden, ich bin an Kinder gewöhnt. Der Arzt muß bald kommen, ich dächte, Du sähest einmal, ob er noch nicht unten ist."

Doctor Grey that mechanisch, wie ihm geheißen. Als er wiederkam, waren Letitia und die Wärterin fortgeschickt, eine Heldenthat von Christinen, bei deren Ausführung ihr eine höhere Macht beigestanden haben mußte, aber es war für Arthur die größte Ruhe erforderlich. Sie saß nun allein in dem stillen, halb dunklen Zimmer neben dem jetzt ganz beruhigten und geduldigen Knaben, dessen kleine heiße Hand die ihrige festhielt.

„Wie zufrieden er in Deiner Nähe scheint, ich glaube, er vermißt Phillis nicht."

„Nein, nein, nein!" schrie Arthur heftig. „Phillis schlug mich, sie that es immer, so lange ich lebe. Ich hasse sie! Wenn ich sterbe, muß Phillis gehängt werden, denn sie tödtete mich!"

„Still, still; Du darfst nicht sprechen!" Und die sanfte Hand zwang das Kind, sich wieder niederzulegen. Christine war jetzt fest überzeugt, daß die Lunge gelitten habe, und in ihren Augen lag das innigste Mitgefühl für den armen kleinen Knaben, der noch nie Leiden gekannt.

„Ist das über Phillis wahr?" fragte der Vater leise.

„Ich fürchte es, doch jetzt können wir darüber nicht sprechen. Ach, da ist der Arzt."

Es war für Christinen eine unendliche Erleichterung, als Doctor Anstruther nach einem forschenden Blick auf den Patienten in seiner schnellen, sicheren und beruhigenden Weise sagte: „Wir werden den kleinen Mann schon bald

wieder in Ordnung bringen, Doctor Grey, aber dazu können wir nur die Hülfe von Frauen brauchen. Das Beste ist, Sie verlassen das Zimmer, Herr Rector. Diese junge Dame —"

„Meine Frau — Doctor Anstruther."

„Freut mich, gnädige Frau." Und seine scharfen Augen erfaßten mit einem Blick die schlanke, anmuthige Gestalt, die elegante Gesellschaftstoilette. „Ich sollte das Vergnügen haben, Sie heute zu Tische bei dem Vicekanzler zu sehen. Dieser Unfall verhinderte Ihr Kommen, wie es scheint?"

Christine bejahte die Frage, dann erzählte sie in wenigen leisen Worten, wie alles sich zugetragen und was sie über den unglücklichen Fall denke. Die Freimaurerei des Vertrauens, die augenblicklich zwischen jedem rechtlichen Arzt und einer verständigen Wärterin entsteht, machte diese Beiden in fünf Minuten zu Freunden.

Frau Grey's Befürchtungen waren nur zu begründet gewesen. Viele Wochen der Krankheit und ängstlichen Pflegens und Wachens lagen vor ihrem armen Knaben und ihr. Nachdem alles geschehen, was gethan werden konnte, wurde der bang harrende Vater wieder gerufen, und der Thatbestand ihm erklärt, obgleich der gute alte Doctor, der ihn sehr genau zu kennen schien, so leicht als möglich über die Sache hinging, ohne jedoch der Wahrheit zu nahe zu treten. Doch war es genug.

Nachdem der Arzt gegangen, kam Doctor Grey zurück und stand in voller Verzweiflung bei dem Lager des Kindes.

„Eine Krankheit von Wochen, leidend für Monate,

vielleicht schwach für das ganze Leben! O, mein armer, armer Knabe!"

"Still!" flüsterte Christine. "Das Kind könnte es hören. Setze Dich dort nieder, ich komme zu Dir!"

Sie kam, und sich über ihn lehnend, legte sie ihre Hand sanft und zärtlich auf seine Schulter. Mehr vermochte sie nicht zu thun, obgleich er ihr Gatte war. Sie fühlte sich außer Stande, ihn zu trösten, denn der Schlüssel, welcher allen Trost erschließt, war in ihrem Herzen noch nicht gefunden. Doch mit leisem Ahnen kam das Gefühl über sie, und es hatte sein Süßes, daß, welches Glück auch ihrem Loose fehlen mochte, doch ihre Pflichten sehr klar vor ihr lagen. Ihr ganzes Leben hindurch würde sie nicht nur den Kindern, nein, auch deren Vater ihren Schutz und ihre Sorgfalt angedeihen lassen müssen.

Christine stand bei ihrem Manne und hielt seine beiden zitternden Hände fest in den ihren, bis Arthur leise rief.

"Jetzt muß ich Dich verlassen. Du wirst nun zu Bett gehen, und bitte, bitte, versuche zu schlafen! Armer Papa!"

"Und Du?"

"Natürlich wache ich hier. Das laß Dich nicht kümmern, wie oft that ich es."

"Soll Niemand bei Dir bleiben?"

"Nein, es würde Arthur nur stören. Ruhig, es ist keine Zeit mehr zum Sprechen! Diesmal muß ich meinen Willen haben. Gute Nacht, Papa!"

Doch in der Stille der Nacht hörte sie mit leisen Schritten ihren Mann nach ihrem Zimmer kommen, wo

sie wachend in dieser Nacht und ach! in wie vielen folgenden Nächten bei dem Lager des kranken Knaben saß. Seine Augen ruhten liebevoll und bewundernd auf ihr, denn nie früher hatte er an dem Bett eines seiner Kinder eine solche Wärterin gesehen. Keine seiner Erfahrungen hatte ihm in seinem Hause eine der Frauen in diesem Lichte gezeigt, dem schönsten und edelsten, in welchem der Mann das Weib erblicken kann.

Die Gestalt, welche Doctor Grey jetzt vor sich sah, war sehr verschieden von der strahlenden Erscheinung in der prachtvollen Toilette, die noch vor wenigen Stunden seine Bewunderung erregt. Christine hatte ein dunkles, weiches Kleid, in dem sie sich geräuschlos bewegen konnte, angelegt, und regungslos saß sie bei dem schwachen Scheine der Nachtlampe an dem Lager des Kindes; ihre lieben Augen waren nicht vom Schlafe getrübt, sondern offen und wachsam, die zarten, weichen Hände immer bereit, all die kleinen Dienste zu leisten, welche eine schwere Krankheit oft zur Nachtzeit noch mehr als am Tage erfordert.

Wohl dem Hause, das eine Frau birgt, welche gerade am Krankenbett an ihrem rechten Platze ist, wohl dem Manne, der sie sein nennt. Denn Jeder, auch der Gesundeste, wird auf seiner Lebensreise mehr oder weniger einer solchen liebenden Wärterin bedürfen. Glücklich der, über dessen Wiege sie sich gebeugt und der, wenn sein müdes Haupt sich dem Grabe zuneigt, an einem so treuen Herzen die Augen schließen kann!

Als Christine ihren Gatten sah, machte sie ihm ein Zeichen, recht leise zu sein, doch trotz des besten Willens

gelang es ihm nicht, unhörbar aufzutreten, dessenungeachtet wurde Arthur nicht gestört.

„Wie fest er schläft! Glaubst Du, er leidet sehr, Christine?“

„Jetzt nicht.“

„Wird er wieder genesen?“

„Ich hoffe es. Will's Gott, so baue ich darauf. Der Arzt sagte, es sei kein Grund vorhanden, daran zu zweifeln.“

„Und Du, denkst Du auch so?“ Mit rührender Angst blickte er auf sie.

„Ja, ich theile seine Meinung.“

Doctor Grey schien in dieser Versicherung einen großen Trost zu finden. In einer Art Hülflosigkeit stand er bei ihr, ihr zusehend, wie sie alles für Arthur so umsichtig that, der plötzlich stöhnend erwachte und über Durst klagte, doch nach und nach wieder in den Schlaf gebracht wurde. Sein Vater erschauerte, als er auf ihn blickte.

„Er sieht aus, als ob er todt sei — mein armer Knabe!“

„Du mußt ihn nicht ansehen, sondern lieber zu Bett gehen“, sagte Christine mit sanfter Autorität.

„Gleich. Und Du? Bist Du nicht furchtsam, hier allein zu wachen?“

„Durchaus nicht.“

„Du scheinst Dich vor nichts zu fürchten.“

„So leicht nicht, ich habe schon so viel Schweres durchgemacht“, erwiderte Christine mit einem schwachen Lächeln. „Aber Papa, Du mußt Dich zur Ruhe begeben.“

Dessenungeachtet standen sie noch ein Weilchen bei Arthur, dessen Athemzüge immer leiser wurden und zu einem süßen, natürlichen Schlafe übergingen. Dann von dem gleichen Gefühle getrieben, welches ein gemeinsamer Schmerz hervorrief, wandten sich die Gatten zu einander, und ein inniger Kuß sagte mehr als Worte.

„Gott segne Dich, mein Herzensliebling, Du Mutter meiner armen Kinder, die erste, die sie jemals —"

Er schwieg, und der abgebrochene Satz wurde nie vollendet.

Sechstes Kapitel.

Das Leben in einem Krankenzimmer — die Meisten von uns wissen, was das bedeutet; wie da die ganze Welt sich in vier enge Wände zusammendrängt und jeder eingebildete Kummer, jede mißmüthige Laune entflieht, zu ihrer wahren Nichtigkeit zusammengedrückt durch die Last der stündlichen Sorgen und Angst, und die alltäglichen und doch alles in Anspruch nehmenden Obliegenheiten.

Christine war eine geborene Krankenpflegerin, und diese, sowie die Dichter werden geboren, nicht erzogen. Man vermag diese schätzbare Eigenschaft schon in einem kleinen, vielleicht zehnjährigen Mädchen zu erkennen, welches das Frühstück ins Zimmer bringt und dabei gleich die gute Gelegenheit benutzt, dem Kranken die Kissen zurecht zu rücken, die Stube aufzuräumen, oder ihm irgendeine andere kleine Gefälligkeit und Annehmlichkeit zu erweisen. Und ebenso kann man diese Gabe bei einer Matrone auf das Schmerzlichste vermissen, die vielleicht mit den besten Absichten kommt, einen Kranken zu pflegen und es für gewiß annimmt, daß Niemand in der Welt zu diesem Geschäft geeigneter ist als sie, und doch möchte der Patient lieber allein kämpfen, leiden und

sterben, als sie an seinem Lager haben. Wie Arthur, obgleich er noch ein Kind war, lieber gestorben wäre, als daß er eine seiner beiden Tanten an seinem Krankenbett geduldet hätte.

Auch so oft er Phillis erblickte, schrie er, und mit einer Eifersucht, welche Christinen mehr bekümmerte als ärgerte, kam die Kinderfrau immer von neuem in die Krankenstube. Zuletzt wurde es eine Frage um Leben und Tod, denn das Fieber ward immer hitziger, und selbst Doctor Anstruther, der so lange als möglich das Beste glaubte, sah täglich ernster aus. Das Kind mußte die vollkommenste Ruhe haben, und wie diese herbeischaffen?

In dieser schweren Zeit lernte Christine die Schwächen ihres Mannes kennen, eine Entdeckung, die jede Frau früher oder später macht. Sie sah, daß er gleich vielen anderen braven und tüchtigen Männern in dieser Angst und Sorge ganz unzurechnungsfähig war. Sie konnte sich nur auf sich selbst verlassen und für sich handeln, oder ihm sagen, was er thun solle. Und trotzdem setzte ihn dies nicht in ihren Augen herab, im Gegentheil, es war ihr oft, als sei er ihr dadurch nur näher getreten, weil sie auch für ihn gewissermaßen zu sorgen hatte; aber sie machte es sich auch vollkommen klar, welche schwere Verantwortlichkeit auf ihr allein ruhe.

Sie berieth sich mit dem Arzte, und auf seinen Ausspruch, es müsse die größte Ruhe im Krankenzimmer geschafft werden, war ihr Entschluß gefaßt. Christine überließ es Doctor Anstruther, wenn er wollte, die Sache zu erklären; sie aber verschloß die Thür der Stube, und

während voller acht Tage und Nächte durfte Niemand, außer dem Doctor die Schwelle überschreiten.

Es war ein gewagtes Unternehmen, aber die verzweifelte Lage, in der sie sich befand, und des Arztes Einwilligung und Beistand gaben ihr Muth; sie war weder ängstlich, noch unwissend, sondern genau von dem unterrichtet, was sie thun müsse, und sie glaubte, wenn es Gottes Wille wäre, das Leben des Kindes zu retten, würde er ihr die Kraft dazu geben.

„Schenk mir meines Knaben Leben, Gott, laß Arthur gesund werden!" betete Christine mit einem Ernst, einer Inbrunst, wie sie früher nie gebetet, und dann traf sie ihre Vorbereitungen zu der langen, einsamen Wacht in dem Krankenzimmer, deren Ende gar nicht abzusehen war. In dieser unbeschreiblichen Angst und Sorge vergaß Christine während der langsam schleichenden Tage alles Andere; sie dachte nicht mehr an sich selbst, kaum noch an ihren Gatten, ihr armer, kranker Knabe beschäftigte sie allein.

Ja, der Ihrige, obgleich sie ihn bis dahin nicht geliebt hatte, denn der selbstsüchtige, trotzige und rauhe Arthur, die Plage der Tanten, der Schrecken der Kinderstube, war auch durchaus nicht liebenswerth gewesen. Doch wie er so immer länger und länger auf dem Krankenbett lag, ganz von ihr abhängig, vielleicht einer traurigen Zukunft entgegengehend, denn es schien eine ernstliche innere Verletzung vorhanden, kam nach und nach eine so leidenschaftliche Zärtlichkeit für ihn in das Herz der jungen Stiefmutter, wie eine gute, liebevolle Frauennatur sie so leicht für alle Hülflosigkeit faßt. Sie erfüllte nicht nur

im weitesten Sinne des Wortes ihre Pflicht gegen ihn, sie that mehr, sie lernte ihn lieben.

Wenn man Christinen noch kurze Zeit vorher gesagt, daß sie Stunden lang sitzen werde, um jede Veränderung in dem blassen Antlitz des Kindes zu beobachten, dessen alltäglichen, unschönen Züge durch die Krankheit so vergeistigt wurden, daß ihre unirdische Lieblichkeit sie oft erzittern ließ — daß sie ferner zwanzigmal in der Nacht von ihrem unbequemen Lager auf dem Sopha aufspringen würde, auf den leisesten Ton zu lauschen — daß der Anblick, wie Arthur sein Mittagbrod aß, meist von ihrer eigenen Hand bereitet, denn die Dienerschaft war nicht sorgsam genug, oder wie er versuchte, einige Züge auf dem Damenbrett zu thun, sie in einen vollkommenen Rausch des Entzückens versetzen würde, — wenn man ihr das Alles noch kurze Zeit vorher gesagt, so hätte sie geantwortet: „Unmöglich!“ Aber Gott verwandelt Dinge, welche uns unmöglich und unausführbar erscheinen, oft gerade in solche, die uns zum Segen, zu unseren liebsten Pflichten und Rechten werden.

Christine war selbst im Aeußeren sehr verändert. So blaß sie aussah, und es war kein Wunder, so leuchteten doch ihre Augen von einem höheren Glanze, und ihre Bewegungen waren freier und leichter, so daß sie einen großen Gegensatz zu der stillen, matt aussehenden jungen Frau bildete, die früher so ruhelos durch die düsteren Galerien und Gänge des Stiftes wandelte, oder so schweigsam und trübe in dem alterthümlichen und dunklen Wohnzimmer mit den beiden Tanten bei ihrer Arbeit saß.

Tante Marie, die jeden Tag bis an die Thür der

Krankenstube kam, weiter wagte sie sich nicht, sagte oft in ihrer schüchternen, unschlüssigen Weise:

„Meine Liebe, wie wohl Sie trotz Allem aussehen. Können Sie die Anstrengung auch wirklich noch länger ertragen?"

Und Christine, dankbar dafür, daß doch ein freundliches weibliches Wesen in ihre Nähe kam, antwortete mit einem süßen Lächeln, auch wohl mit einem Kuß, wodurch die kleine Dame jedesmal sehr verwirrt wurde.

Fräulein Henriette zeigte sich gar nicht. Seit jenem Abend des Unfalles, als sie in hellem Zorn majestätisch aus dem Zimmer gerauscht war, hatte sie nicht die geringste Notiz von dem kranken Kinde genommen. Sein Leben oder Tod schien von viel geringerer Wichtigkeit für sie zu sein, als ihre eigene verletzte Würde. Wäre Arthur ihrer Sorge allein überlassen worden, so hätte sie unfehlbar ihre Pflicht gegen ihn erfüllt — aber dabei zu stehen und ruhig mit anzusehen, wie eine Andere dies that? Nein! und tausendmal nein! Die Partie, unbedeutend an sich und doch so angenehm und nützlich für die Harmonie des Lebens, im Alltäglichen „zweite Violine" genannt, konnte Fräulein Henriette nie übernehmen; es war für sie eine baare Unmöglichkeit, dieselbe zu spielen.

Was sie that und sagte, das Erste war wenig, das Zweite endlos viel, blieb glücklicherweise Christinen unbekannt. Deren einzige Pflicht lag klar vor ihr, des Kindes Leben zu retten, wenn unaufhörliche Sorgsamkeit und Pflege die Rettung möglich machten. Oft wenn sie die Qual und Todesangst in seines Vaters Gesichtszügen sah, empfand Christine eine unsägliche Freude über ihre durch

die ausdauernde Pflege verursachte Erschöpfung, sie hätte ihre letzten Kräfte hingeben mögen, wenn sie dadurch ihrem guten und zärtlichen Gatten die nie zu ermessende Schuld der Liebe hätte abtragen können, welche aber doch durch nichts als gleiche Liebe zu tilgen ist.

Mit Arthur wurde sie sehr gut fertig. Seine Ruhelosigkeit und üble Laune ertrug sie geduldig, die endlosen Hülfsleistungen erfüllte sie freudig, denn sie liebte ihn ja. Und der Knabe, dem nie, außer von seinem Vater, Liebe geworden, nahm diese mit einer verwunderten Behaglichkeit hin, die zugleich rührend und komisch war. Zuweilen sagte er mit einem langen Blick auf Christine: „Ach, es ist hübsch, krank zu sein!“ Und als sie seinen rechten Arm zum ersten Mal aus dem Verbande frei ließ, schlang er ihn leise um ihren Hals und flüsterte innig: „Wie gut Du gegen mich bist, Mutter!“

Christine schlich leise davon. Sie wagte nicht, ihn an ihre Brust zu ziehen, noch ihren Thränen freien Lauf zu lassen, weil Arthur noch so schwach war, aber ihr Herz war voll Jubel und tiefer Rührung.

Von dem Tage an nannte er sie immer **Mutter**.

Die anderen beiden Kinder sah Christine kaum. Da Arthur's Haupterforderniß Ruhe und Stille war, mußten sie natürlich dem Krankenzimmer fern gehalten werden und sie selbst verließ es selten. Weit ab, wie in einem Nebel liegend, schien ihr die ganze übrige Welt, und vor Allem ihr eigenes armseliges Leben, so unwichtig, verglichen mit dem des Kindes, das noch an einem seidenen Faden hing.

Endlich that der Arzt den gesegneten Ausspruch, daß

bei großer Fürsorge und steter Wachsamkeit — „die ihm an Ihrer Seite nicht fehlen werden, Frau Grey!“ fügte der alte Doctor mit einem ehrfurchtsvollen Blick hinzu — Arthur doch noch zu einem gesunden, kräftigen Manne aufwachsen könne.

Nach diesen Worten erschien Christinen die ganze Welt in einem anderen, helleren Lichte.

Niemand war da, dem sie ihre Freude hätte mittheilen können, denn ihr Mann befand sich nicht zu Hause, aber sie trat in die tiefe Fensternische, in der sie oft gestanden, und was hätte diese stille Ecke von den letzten fünf Wochen erzählen können, und ihre lange zurückgehaltenen Thränen fielen gleich einem warmen, erquickenden Sommerregen nieder, den Boden ihrer Seele zu neuem, schönerem Keimen befruchtend.

Bald darauf kam Doctor Grey in größter Erregung heim; er war dem Arzte begegnet, der ihm die frohe Kunde mitgetheilt. Um ihres Gatten willen mußte Christine sich sogleich zur Ruhe zwingen, eine Lehre, die sie täglich und immer besser lernte.

Nachdem sie alles nun Nöthige noch einmal besprochen hatten, und wie und wann Arthur zum ersten Male das Haus verlassen solle, ein Thema, das des Vaters Aufregung am besten besänftigte, sagte Doctor Grey plötzlich:

„Christine, Doctor Anstruther hat mich versichert, daß ohne Deine nie endende Sorgfalt und aufopfernde Pflege mein Sohn nicht mit dem Leben davongekommen wäre. Ich werde Dir das nie vergessen, werde stets dankbar sein.“

Ein Weh, dessen volle Bedeutung Christine damals

nicht verstand, ging durch ihr Herz, und zittternd entgegnete sie:

„Du solltest nicht dankbar gegen mich, seine Mutter, sein.“

„Meinst Du damit, daß Du ihn wirklich wie — wie eine Mutter liebst?“

„Ja, gewiß.“

Doctor Grey sprach nicht mehr; aber Christine fühlte, wie sein Arm sie sanft umschloß. Sie lehnte ihr Haupt an ihn und obgleich sie noch weinte, denn die einmal erweckten Thränen schienen nun nicht wieder so leicht zu stillen, fühlte sie sich doch zufrieden und ruhig an seinem Herzen. Müde und abgespannt von der Ueberanstrengung, kam jetzt, da die Gefahr beseitigt, die Reaction, doch still und friedlich. Fast unbewußt fiel Christinen die Strophe eines Gedichtes ein, das sie in ihrer Mädchenzeit sehr geliebt.

„Im treuen, sichern Schutze Deiner Liebe,
Vom sturmbewegten Meer schifft meine Barke heim,
Und stille ist mein Herz, vergessen fast das Trübe“ —

„Mutter!“ rief Arthur mit schwacher, klagender Stimme, und augenblicklich entflohen die Verse und sie war wieder zur Seite ihres Sohnes, ihm kleine Erquickungen reichend, mit ihm scherzend und vor Allem den wichtigen Plan entwerfend, daß dieser, der erste Tag seiner Genesung durch eine große Festlichkeit gefeiert werden müsse, zu der die beiden andern Kinder in dies Zimmer zum Thee gebeten werden sollten. Es war Christinen's eigene Stube, in der er gleich vom ersten Abend an geblieben. Wie bekannt und vertraut waren ihr jetzt das carmoisinrothe

Sopha und all die schönen Möbel. Die junge Braut hatte die Pracht ringsumher mit erstaunter, halb bedrückter Dankbarkeit betrachtet, aber Arthur's Pflegerin und „Mutter“ erschien jetzt Alles hübsch, heimathlich und traulich.

„Wir wollen das Sopha zum Feuer rücken. Hilf doch, Papa, und setze das Tischchen davor! Nun müssen wir geschriebene Einladungen schicken, die der Papa mit dem Schritt und dem Klopfen des Briefträgers an der Thür der Kinderstube abgeben wird. Er erhält keine Einladung, nicht wahr, Atty?“

„Nun gut“, sagte Doctor Grey, einen mächtigen Groll erheuchelnd, „dann wird Papa sich die Freiheit nehmen, sich selbst einzuladen und zu erscheinen, wie jene alte, böse Fee bei der Taufe von — von — nun, Arthur, bei wem erschien sie denn?“

Arthur schlug vor Freude seine Hände zusammen, eine heftige Bewegung, welche von Christinen sogleich unterdrückt ward.

„Es war bei der schlafenden Schönheit, bei Dornenröschen, wovon Du gar nichts weißt, und ich kenne es, wie so viele, viele andere schöne Geschichten. Mutter erzählte sie mir Nachts, wenn ich nicht schlafen konnte; ach, sie waren reizend und oft so drollig. Nach dem Thee soll sie Dir auch ein paar Märchen erzählen; und dann muß sie singen. Hast Du die Mutter schon singen hören?“

„Nein.“

„Aber ich. Für mich wird sie singen“, erwiderte Arthur stolz. „Sie hat es mir versprochen, obgleich sie eigentlich nicht wieder singen wollte.“

Christine wurde glühend roth, als der Knabe ganz harmlos eine kleine Episode aus seiner Krankheit erzählte, da sie, weil alle Bemühungen, ihn in Schlaf zu bringen, fehlschlugen, es mit ihrem Gesange versuchte, der so lange geschwiegen, schon vor der Bekanntschaft mit Doctor Grey verstummte. Es war ihre Absicht gewesen, nie wieder zu singen, sie wollte jede Erinnerung an ihre Jugendzeit tief verbergen, damit nicht die Hand des Zufalles sie jemals wieder ans Licht zöge.

„Singst Du wirklich?“ fragte Doctor Grey etwas überrascht, indem er seine ernsten, sanften Augen voll auf sie wandte.

Christine erröthete, doch ruhig erwiderte sie: „Ja, man fand, ich habe eine gute Stimme. Mein Vater wünschte sie für die Bühne auszubilden.“

„Würdest Du gern zum Theater gegangen sein?“

„Nein, o nein!“ rief sie mit einem sichtlichen Schauder. „Ich hätte bis zum Aeußersten widerstanden, schon der Gedanke war mir verhaßt.“

„Hast Du deshalb aufgehört zu singen?“

Es würde leicht gewesen sein, eine Nothlüge zu machen, eine harmlose Ausrede, aber es war Christinen unmöglich dies zu thun. Sie konnte schweigen bis zum Aeußersten, doch nimmer lügen. Sie senkte die Augen, aber ein tiefes und schmerzliches Erröthen überflog ihr Antlitz, als sie fest und vernehmlich die Frage mit nein beantwortete.

Später war es ihr überraschend, nicht damals, denn ihr Herz schlug zu heftig, um für irgend etwas Anderes Aufmerksamkeit zu haben, daß ihr Mann keine weitere Fragen

that, sondern das Gespräch gleich wieder auf Arthur's Theegesellschaft richtete, für deren Einzelnheiten die Eltern solches Interesse zeigten, um den kleinen Patienten zu amüsiren, daß das andere Thema darüber vergessen wurde, wenigstens anscheinend.

Als die beiden anderen Kinder später in ihren Festtagskleidern erschienen, kam Arthur wieder auf Christinen's Gesang zurück, der einen sehr tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte.

„Papa! Du mußt sie hören! Mutter, singe das hübsche Lied mit den niedlichen Trillern, das viel schöner ist als Tante Henrietten's Gesänge. Du weißt doch, das von:

„Sie bebt in ihres Athems Säuseln."

„O nein, nicht das!" entgegnete Christine, unwillkürlich zusammenzuckend. Weshalb? Erstieg eine Vision aus der Vergangenheit vor ihr? kam ihr die Erinnerung an das letzte Mal, als sie es gesungen, das heißt, ordentlich am Piano gesungen, und wie die Hände, welche die Begleitung gespielt, dann ihre zitternden Finger ergriffen hatten, und wie seine Augen und Alles ein lebendiger Commentar zu dem Liede gewesen? Es war die prachtvolle Arie aus Händel's Acis und Galethea:

„In ihren Augen strahlt die Liebe,
Süß ist der Tod, den sie verhängt;
Sie thront auf ihrer Lippen Kräuseln
Und bebt in ihres Athems Säuseln."

Gewiß gab es niemals eine Melodie, welche diese Art von Liebe besser ausdrückte, diese Idealisirung von Phantasie und Gefühl mit einem Hauche wirklicher Leidenschaft

durchbebend, die rosige Dämmerung, welche dem vollen Lichte voraufgeht.

„Dieses Lied nicht, Arthur, es ist schwer und der Papa möchte es vielleicht kaum gern hören.“

„Der Papa möchte wohl, wenn er bitten dürfte“, entgegnete Doctor Grey lächelnd. „Weshalb willst Du mir nicht thun, was Du den Kindern zu Liebe thust?“

Das war genug, Christinen zum Singen zu bestimmen, und selbst zu dieser Arie. Sie beschloß, ihr dreist ins Antlitz zu sehen, mit all den Geistern verflossener Tage ringsumher. Und sie fand, daß, mit diesem Muthe ihnen begegnet, die Gespenster eines nach dem anderen in das Grab der Vergangenheit schlüpften. Zitternd und schwankend hatte sie zu singen begonnen; aber als sie ihre Stimme durch den hohen, gewölbten Raum tönen hörte, der seit Jahrhunderten vielleicht nicht von solchen Klängen widerhallt war, kam ein Rausch des Entzückens über Christinen. Es war diese reine, selige Freude, welche alle wahren Künstler, mögen sie Maler, Sänger oder Dichter sein, verstehen und nur sie allein empfinden können, die Wonne des Selbstschaffens, die so weit verschieden ist von der Sympathie des Mitfühlens und der Bewunderung, und so hoch über der niedrigen Eitelkeit oder der Ruhmsucht steht.

Christine war glücklich, glücklich, wie eine jubelnde Lerche im blauen Aether, nur den Klang ihrer vollen, süßen Stimme einmal wieder zu hören, der das lange Schweigen nichts von ihrer Macht und Lieblichkeit genommen, die eher noch klarer und frischer nach dem Ausruhen geworden. Ihr Antlitz strahlte, ihre Figur nahm eine

neue Würde und Grazie an, sie war schön in dieser Begeisterung, vollendet schön durch die Wärme und das Leben, welche die edlen, tadellosen Züge durchleuchteten. Schön und anmuthig dabei, ihr Gatte sah es.

War es Einbildung, daß Doctor Grey, indem er sie bewundernd anblickte, leise seufzte? Gleich darauf rief er heiter: „Arthur hat Recht gehabt. Kinder, sagt Eurer Mutter, sie sei die vorzüglichste Sängerin, die wir je im Leben gehört."

„Das ist sie. Sie singt so lieblich wie ein Vogel im grünen Baum. Und siehst Du, Papa, sie ist unser eigener Singvogel."

Mit einem Male kam Christine aus den Wolken zur Erde zurück, und sie lachte herzlich bei dem Gedanken, Arthur's eigener Singvogel genannt zu werden.

„Titia", sagte Doctor Grey, mit dieser plötzlichen Frage aus tiefem Nachdenken erwachend, „Titia, ist nicht im Gesellschaftszimmer ein Piano? Früher, dächte ich, stand dort eines."

„Ja, und ich übe täglich zwei Stunden darauf", entgegnete Letitia würdevoll. „Nachher aber verschließt es Tante Henriette und nimmt den Schlüssel in Gewahrsam. Sie sagt, das Piano habe meiner seligen Mama gehört und Niemand außer mir solle darauf spielen."

Als das Kind diese Antwort gab, so recht mit dem Tone der Tante Henriette, nahm des Vaters Gesicht einen Ausdruck an, den Christine vielleicht ein oder zweimal darauf gesehen, einen Ausdruck, der deutlich sagte, es könne Verhältnisse geben, unter denen Jeder Doctor Arnold Grey würde fürchten müssen.

„Wußtest Du dies, Christine?"

„Ja", erwiderte sie leise, mit einem halb warnenden, halb bittenden Blick auf die Kinder deutend. „Wir wollen nicht darüber sprechen, ich that es nicht, und ich wünschte, Du schwiegest auch darüber."

„Ich verstehe. Wir aber müssen noch einmal darauf zurückkommen."

Dennoch geschah es nicht, und Christine war innig dankbar für ihres Mannes Schweigen.

O, wenn er Alles gewußt, was sie in der Zeit von Arthur's Krankheit erduldet!

Wie oft, wenn sie in den Zwischenräumen von je fünf Minuten geklingelt, immer von neuem, weil Niemand dem Rufe Folge geleistet, hatte Barker endlich die Botschaft heraufgeschickt: Fräulein Gascoigne ließe ihre Empfehlungen vermelden, aber die Dienstleute würden unten gebraucht und könnten nicht stets zur Aufwartung oben sein, oder die Köchin hatte sich wegen eines Mangels bei Arthur's Mittagessen mit dem Bescheide entschuldigen lassen, Fräulein Gascoigne habe dieses oder jenes Gericht schon zum Frühstück befohlen und es sei verbraucht worden. Aber mehr als Alles hatte es Christinen verletzt, wenn auf ihre häufigen Anfragen und Botschaften nach der Kinderstube nie eine Antwort erfolgte. So sanft und ruhig die junge Frau war, und durchaus nicht geneigt, über Kleinigkeiten zu zürnen, so kam ihr doch oft der Gedanke, dies sei nicht die Stellung, welche ihr in ihres Gatten, ja, in ihrem eigenen Hause gebühre. Dennoch sprach sie nicht darüber. Sie vertraute der Zeit und hoffte mit Geduld, es müsse besser werden. Sie hatte so große

Furcht und Scheu vor häuslichem Zwist, und nichts war ihr entsetzlicher als eine Familie, die sich streitend in zwei Parteien theilte.

Es mußte ja auch bald eine Veränderung eintreten, denn in den nächsten Tagen sollte Christine wieder ihre Pflichten als Hausfrau erfüllen und den obersten Platz am Tische ihres Mannes einnehmen. Dann kamen wieder die langen, stillen Vormittage, die oft so ungemüthlichen Abende, an denen sie die eisigen Blicke, die scharfen Worte erdulden mußte, welche die Atmosphäre im ganzen Hause erkälteten und verdüsterten.

Während sie in dem Krankenzimmer umherschaute, welches, wenn es auch Zeuge von großer Angst und Noth gewesen, auch von unendlicher Geduld und Liebe erzählen konnte, sprach Christine zu sich selbst:

„Ich möchte fast wie Arthur sagen: Es ist so hübsch, krank zu sein."

Der Knabe schien mehr als je diese Ansicht zu haben, er war ganz betrübt an dem Tage, da er der Mutter Zimmer verließ und von Phillis starken Armen — wie heftig hatte er sich zuerst dagegen gesträubt — nach der Wohnstube getragen wurde, um seine zweite Theegesellschaft in Gegenwart der Tanten zu haben.

Da saßen die beiden Damen, Tante Marie gütig und thränenreich, Tante Henriette streng und grollend. Und sehr bald, noch ehe Arthur auf dem Sopha durch Kissen und Decken eine bequeme Lage gefunden, und still und bleich dort ruhte, mit seiner Hand die seiner Stiefmutter immer noch festhaltend, kam die Ursache ihres Zürnens zu Tage. Mit ihrem spitzesten Tone fragte sie:

„Doctor Grey, was haben Sie gethan! Ein neues Piano gekauft?“

Ja, da war der schöne, neue Erard'sche Flügel, und Doctor Grey stand lächelnd dabei, mit einer fast kindlichen Freude ihn anblickend, als habe er etwas sehr Kluges gethan, was auch nicht abzuleugnen war.

„Ein neues Piano zu kaufen, ohne mich zu Rathe zu ziehen! Ob man je so etwas erlebte! Aber das ist Ihr Werk, Frau Grey!“

„Sie hatte keine Ahnung von meiner Absicht, doch nun es angeschafft ist, hoffe ich, es soll ihr Freude machen. Bitte versuche es, Christine!“

Die junge Frau war tief bewegt, so daß sie sich sogar um Tante Henriette bekümmert fühlte. Sie würde viel darum gegeben haben, etwas Freude und Sonnenschein auf dieses düstere, verdrießliche Gesicht zaubern zu können, das treue Abbild der inneren Natur von Fräulein Gascoigne, die an ihrem eigenen Unbefriedigtsein und an der Mißstimmung Aller, welche ihr nahe standen, allein die Schuld trug.

Fast demüthig entgegnete Christine ihrem Manne: „Ich danke Dir für Deine große Güte; nie früher besaß ich ein eigenes Piano, aber ich hoffe, es soll Fräulein Gascoigne so viel Freude machen, wie mir selbst.“

Die sanfte Antwort, welch' ein Gegensatz zu dem bitteren Groll, goß etwas Oel auf die erregten Wogen des Zornes. Tante Henriette sprach nicht weiter, aber sie wandte dem sie verletzenden Piano beharrlich den Rücken. Christine griff einige Accorde, um ihres Mannes willen, kam dann aber gleich zurück.

Es war eine ungemüthliche Theegesellschaft, wie verschieden von Arthur's erster im Krankenzimmer.

Der Knabe zog sich still in seine Ecke auf dem Sopha zusammen, um zu schlafen, und sein Vater blickte suchend nach seinem besten Freunde, dem dicken Folianten, umher.

„Warten Sie gefälligst ein wenig, Doctor Grey, ehe Sie sich nach Ihrem Studirzimmer zurückziehen, was Sie übrigens stets zu thun scheinen, wenn die ganze Familie hier gemüthlich bei einander ist. Ich will Sie fragen, was Sie auf die Einladung nach der Rectorei von St. Mary zu erwidern gedenken?“

Doctor Grey blieb sitzen und lauschte auf eine lange Erklärung, die endlich mit der Entscheidung endigte, daß die lange verzögerte Einführung seiner jungen Frau in die Gesellschaft von Avonsbridge durch die Annahme dieser Einladung erfolgen solle, denn auch Christine meinte, was geschehen müsse, sei am besten bald abgethan.

„Es wird dort viel Musik gemacht werden“, erklärte Fräulein Henriette, nachdem Doctor Grey das Zimmer verlassen hatte und Christine nur aus Mangel an einem passenden Gesprächsgegenstande einige höfliche Fragen an sie that.

„Ja, es ist ein musikalisches Haus; Sie haben Ihr Piano gerade zu rechter Zeit bekommen und können nun noch den ganzen Tag üben, damit Sie recht fest werden. Natürlich wird man Sie zum Spielen oder Singen auffordern, da Jeder weiß, wie eifrig Ihr Vater, der Organist, die Musik betrieb. Uebrigens traf ich neulich einen Herrn, der ihn gekannt, und sehr überrascht war — und

darüber konnte ich mich kaum wundern — als er hörte, wen mein Schwager geheirathet hatte."

„O, Henriette!" flehte Tante Marie mit einem verstörten Blick. Aber es war zu spät. So ruhig Christinen's Natur, so fest ihr Entschluß, Frieden zu halten um jeden Preis, der ja auch sie nur etwas kostete — jetzt war sie zu heftig gereizt worden.

Ihre Augen blitzten, ihre ganze Gestalt erhob sich höher und stolzer, als sie erwiderte:

„Fräulein Gascoigne, Ihr Schwager heirathete mich aus eigenem, freiem Willen, weil er mich liebte. Wer und was ich auch sein mochte, er liebte mich. Und was ich nun auch geworden bin, so kenne ich doch seine Würde und meine eigene gut genug, um zu dulden, daß ferner noch in dieser Weise zu oder von mir gesprochen werde. Es ist mir durchaus gleichgültig, wenn in dem Kreise Ihrer Bekannten sowohl meine Heirath als ich selbst kritisirt werden, nur bitte und wünsche ich, daß mir in Zukunft die Wiederholung dieser Bemerkungen erspart bleibe. Was meinen Vater betrifft" — o, der Schmerz, heißer und dunkler als der durch den Tod verursachte, welcher an Christinen's Herz griff — „so war er mein Vater und überdies ruht er in seinem Grabe, ich dächte, das wäre genug, um über ihn zu schweigen."

Fräulein Henriette verstummte wirklich, wenigstens auf ein paar Minuten. Sie schien erstaunt, vielleicht auch erschreckt, denn die größten Peiniger und Despoten sind oft feige, durch den Anblick dieser hohen, stolzen Gestalt und des bleichen Antlitzes, dessen Züge vor gerechter Entrüstung bebten. Möglich auch, daß eine Regung natür-

licher Güte in dem harten Herzen dieser Frau sich gegen die unweibliche Verfolgung einer Mitschwester auflehnte, die ihr niemals Böses gethan. Aber lange vermochte sie nicht Frieden zu halten.

„Es ist gar nicht nöthig, daß Sie sich so ereifern, Frau Grey! Es würde schrecklich sein, Marie, wenn Dein Bruder eine Frau von leidenschaftlichem, heftigem Temperament geheirathet hätte."

„Das bin ich nicht; weshalb bringen Sie mich dahin, daß ich es zu sein scheine?" erwiderte Christine, noch zitternd. Und immer mehr brach ihr Muth zusammen unter dem Gefühl der grausamen Ungerechtigkeit, welche sie erdulden mußte, so daß sie fast schluchzend sagte: „Sie müssen es sehen, daß ich matt und erschöpft bin und nach Ruhe schmachte, die ich auf diese Weise doch nimmer finden kann. Ich that Ihnen nie etwas zu Leide, meine Schuld ist es nicht, daß Sie mich hassen. Aus welchem Grunde verfolgen Sie mich unablässig und verbittern mir das Leben? Sie peinigen und quälen mich täglich, während ich es still trage und mich noch nie bei meinem Manne beklagt habe. Aber ich vermag es kaum mehr auszuhalten, es ist grausam von Ihnen, grausam." Christine weinte laut, bis Arthur's plötzliches Erwachen, er hatte fest geschlafen, sonst hätte sie sich nicht zu diesem Schmerzensausbruch hinreißen lassen, sie zur Selbstbeherrschung zwang.

Fräulein Henriette war gerührt, wenigstens so viel es ihre Natur zuließ. Sie sagte hastig: „Nun, nun, wir wollen nicht weiter darüber sprechen"; nahm ihre Arbeit und beschäftigte sich emsig damit.

Tante Marie hatte während des ganzen Vorganges das gethan, wozu sie einzig und allein Kraft besaß, nämlich sich neutral verhalten und geschwiegen. Sie strickte und weinte — weinte und strickte.

So saßen diese drei Frauen beisammen, alle drei in ihrer Weise gut und ehrenhaft, die es durchaus nicht böse meinten und einander wohl zur Freude hätten leben können; so aber schienen sie nur da zu sein, um sich gegenseitig Aergerniß und Schmerz zu bereiten.

Das Entladen eines Gewitters reinigt zuweilen die Luft; und der heftige Ausbruch, zu dem Christine gezwungen worden war, schien auch die Atmosphäre in der Familie auf einige Tage geklärt zu haben. Sie selbst aber fühlte noch lange nach dem Sturme eine tödtliche Schwere und erstarrende Kälte in ihrem Herzen.

Der Herr mit seiner böswilligen Bemerkung hatte Christinen nicht gekränkt. Ob er sie wirklich gemacht, war übrigens noch zweifelhaft; denn Fräulein Henriette, wie alle Leute, die jede Sache nur von dem Standpunkte ihrer Individualität beurtheilen, war leicht zu Uebertreibungen geneigt. Die Welt mochte reden was sie wollte, Christine wußte, ihr Gatte hatte sie aus Neigung geheirathet und liebte sie noch.

Und auch ihr Knabe war ihr in treuer Liebe zugethan und bedurfte ihrer Sorge und Pflege noch lange. Doctor Anstruther hatte gesagt, es würde wohl ein ganzes Jahr dauern, bis die Verletzung der Lunge vollkommen ausgeheilt und somit jede Furcht vor Arthur's späterem Kränkeln gehoben sei.

Diese Pflichten, süß und schwer, wanden sich immer-

mehr um ihr einst so verlassenes, einsames Leben, sie fesselnd, das ist wahr, doch auch ihrem Dasein einen neuen, schönen Reiz verleihend, daß sie dieselben nicht hätte hingeben mögen. Jeden Tag fühlte sich Christine sicherer und glücklicher. Und wenn sie auf ihres Mannes treues, gütiges Antlitz blickte, das durch das Vertrautwerden mit jedem einzelnen Zuge ihr ordentlich hübsch erschien, erfüllte es sie mit herzlicher Freude und Dankbarkeit, daß, gleichviel ob sie es liebte oder es nur gern sah, sie es doch ihr Leben hindurch an ihrer Seite haben werde.

Siebentes Kapitel.

Einige Tage nach dem Vorhererzählten, als Christine von ihrem täglichen Spaziergange zurückkehrte, der jetzt kurz genug war und sich nie über die Grenzen des Collegiums erstreckte, begegnete sie an der Thür ihres Hauses einer Fremden. Und wiederum schien ihr das Gesicht nicht ganz unbekannt, sie mußte es schon früher gesehen haben. Endlich besann sie sich, daß die junge Dame vor ihr im Hause der Fergusons Lehrerin gewesen sei und es verlassen hatte, „um sich zu verbessern", jedenfalls zum Vortheile der Kinder.

Susanne Bennet war, wie Christine bald herausgefunden hatte, eine dieser Erzieherinnen, die man in Massen in den Familien des Mittelstandes antrifft. Gewöhnlich sind sie Töchter von kleinen Handwerkern oder Schreibern, welche über dem Dienen stehen, vor irgend einer anderen Beschäftigung zurückbeben, die auch überdies nicht so leicht zu finden ist für halbgebildete und nicht sehr befähigte junge Mädchen. Deshalb widmen sie sich, so unlogisch es klingt und ist, „dem Unterrichtgeben", weil es gentil ist und sie über den Stand, in dem sie geboren sind, erhebt. Genöthigt zu arbeiten, obgleich sie viel lieber

müßig wären, betrachten sie Lehrerin oder Erzieherin zu werden noch als die leichteste Beschäftigung und wenden sich ihr meist in einer gewissen Absicht zu, die, wenn sie hübsch sind und leidliche Manieren haben, auch recht oft erreicht wird, nämlich auf diese Weise eher eine Heirath zu machen, als es ihnen außerdem glücken würde.

Aber Gouvernanten, welche ihren Beruf aus diesem Grunde wählen, sind ein Schaden für den ganzen Stand, den sie von seiner Höhe herabziehen. Halbgebildet, träge, ungewissenhaft, weder die Gabe, noch die Lust zur Arbeit habend, die man von einer Dienerin fordert, noch das Feingefühl und die Erziehung einer Dame besitzend, bringen sie Nachtheil und Schaden, wohin sie kommen und vermögen sich nirgends Achtung zu verschaffen. Das Beste, was ihnen geschehen könnte, wäre, daß sie zu Hunderten eine Stufe tiefer zu steigen genöthigt würden, und ihre Hände statt ihrer Köpfe zur Arbeit brauchen müßten, oder daß sie wenigstens erst selbst etwas lernten, ehe sie lehren wollten.

Christine, obwohl sie auch ihre Kenntnisse und Bildung meist sich selbst verdankte, außer in der Musik, war eine wohlerzogene Dame und eine höchst gewissenhafte Lehrerin. Es hatte sie die größte Mühe gekostet, ihre Schülerinnen das wieder vergessen zu machen, was ihre Vorgängerin ihnen beigebracht; und in den wenigen Malen, da sie mit den kleinen Fergusons ihrer früheren Lehrerin begegnet war, die nicht nur ein hübsches, sondern auffallendes Aeußere hatte, war Christine gerade nicht sehr zu ihren Gunsten eingenommen worden. Als sie dieselbe aber jetzt aus ihrer Thür kommen sah, eher weniger gut

als sonst gekleidet, und augenscheinlich in dem dünnen, abgetragenen Shawl frierend, denn ihr hübsches Gesicht war ganz bleich, da empfand die junge Frau in dem Kontrast ihrer eigenen so behaglichen Lage mit der der armen Erzieherin ein tiefes Mitgefühl für diese. Und obgleich sie sich wunderte, was wohl eigentlich Susanne Bennett in die Rectorei geführt haben könne, nahm sie doch die freundliche Sitte der Hausherrin an und grüßte sie, aber das junge Mädchen war in solcher Eile, daß sie den Gruß nicht bemerkte und somit nicht erwiderte.

„Hat die Dame hier einen Besuch gemacht?“ fragte Christine Phillis, die soeben mit Oliver vom Spaziergange heimkam.

„Dame!“ wiederholte Phillis verächtlich. „Sie ist nur die Lehrerin.“

„Die Lehrerin?“

„Mein Himmel, das wissen Sie nicht, Frau Grey? Sie kommt ja schon seit der ganzen letzten Woche täglich zum kleinen Fräulein Letitia.“

Phillis' Gesicht glänzte vor Schadenfreude, daß ihre Gebieterin es nicht gewußt und natürlich ärgerlich und verletzt darüber sein würde.

Doch Christine war nicht so leicht beleidigt. Sie fühlte sich mehr betrübt über die Entdeckung, in diesem jungen Mädchen Letitia's Lehrerin zu finden, die letzte Person, der sie die Erziehung eines Kindes anvertrauen mochte, und dann fragte sie sich, ob wohl ihr Mann um die Sache wisse. Da sie in den letzten Wochen so ganz von Arthur in Anspruch genommen worden war, so konnte es wohl sein, daß er und die Tanten, um ihr Mühe zu er-

sparen, Alles arrangirt hatten. Aber sie meinte, man hätte es ihr doch mittheilen müssen — nur mittheilen.

Das leise Gefühl des Wehes verschwand, als sie beim Eintritt in das Wohnzimmer Arthur's freudestrahlenden Augen und warmem Gruß begegnete, und er ihr so sehnsuchtsvoll die Arme entgegenstreckte, als ob sie eine Woche statt einer halben Stunde von ihm fern gewesen.

„O, Mutter, ich bin so erschöpft. Während ich hier auf dem Sopha lag, haben Titia und noch Jemand, eine große, starke, rothbäckige Frau, Titia sagt, es sei keine Dame und ich solle sie nicht so nennen, auf Deinem hübschen Piano gehämmert und herumgepaukt, und dann flüsterten und lachten sie wieder so viel, daß mich noch mein Kopf schmerzt. Ich mag sie nicht hier haben. Bitte, laß sie nicht mehr herkommen!"

Christine versprach ihr Bestes zu thun, fügte jedoch gleich hinzu: „Aber, Arthur, sie muß ja kommen und hier spielen; es ist Fräulein Bennett, Titia's Lehrerin."

„Lehrerin — eine schöne Lehrerin. Als ob sie Titia nur im Geringsten unterrichtete! Geschwatzt haben sie die ganze Zeit und ein Bischen Klavier gespielt, und ich hörte, wie sie sich verabredeten, sich jeden Abend um fünf Uhr in der Nußbaumallee zu treffen und mit einem Herrn einen Spaziergang zu machen, einem sehr gütigen Herrn, der Titia so viel Süßigkeiten und Kuchen geben wolle, als sie nur essen könne."

Frau Grey stand ganz entsetzt da. Dies war dasselbe Verfahren, was Susanne Bennett mit den kleinen Fergusons versuchte und, wenn es nicht entdeckt worden wäre, auch ausgeführt hätte.

„Hast Du recht gehört, Arthur? Ist es so, dann muß ich sogleich Phillis rufen lassen.“

„Thue es nicht! Bitte, thue es nicht! Phillis wird in Wuth gerathen und die arme Titia schlagen. Jetzt bedaure ich, daß ich es wiedererzählte. Ich möchte nicht den Horcher spielen, wenn ich es nur hindern könnte.“

„Mein lieber, guter Knabe!“ sagte Christine zärtlich. „Nun wir wollen nicht gleich darüber sprechen und besonders nicht zu Phillis. Bleibe ruhig hier liegen, ich will nur nachsehen, ob Titia noch in der Kinderstube ist. Es wird gerade fünf Uhr sein.“

Ja, da saß das kleine Fräulein, so steif und geziert wie möglich, bei ihrem Buche, ein wahres Bild des Fleißes und der Unschuld.

„Fräulein Bennett ist fort, nicht wahr, Titia? Du gehst heute nicht mit ihr aus, machst wohl überhaupt keinen Spaziergang mehr?“

„Nein“, erwiderte Titia, ihren Kopf tief auf das Buch senkend.

Christine glaubte und handelte danach, daß ein Kind ohne entschiedenen Beweis einer Lüge zu zeihen fast so gut sei, als das Zugeständniß zu machen, es könnte überhaupt gelogen werden. Sie nahm so lange die Wahrheit einer Aussage für verbürgt, bis sie die untrüglichsten Proben des Gegentheils hatte.

„Du bleibst also zu Hause. Nun gut. Ist es ein hübsches Buch, in dem Du liesest? Die Märchen aus tausend und einer Nacht. Da wünsche ich Dir viel Vergnügen, das wird Dich unterhalten, bis Du zu Bett gehst. Schlaf wohl, meine Liebe!“

Sie küßte das kleine Mädchen, was immer einer leichten Anstrengung bedurfte; es war schwer, Titia zu lieben, weil sie so kalt und förmlich, so durchaus unkindlich war.

„Heute scheint Alles sicher und in Ordnung zu sein“, dachte Christine, und nahm sich vor, bei der ersten Gelegenheit mit Letitia's Vater über die Sache zu sprechen. Er aß heute mit den Schülern und Lehrern im großen Speisesaal des Stiftes und später wollten sie zu der Abendunterhaltung bei dem Vicekanzler gehen, wo Christinen's erster Eintritt in „die Gesellschaft“ von Avonsbridge sein sollte.

Fräulein Henriette war voll davon, und während der ganzen Zeit, daß die drei Damen bei Tische saßen, sprach sie so unaufhörlich von dem zu erwartenden Vergnügen, daß Christine selbst bei dem besten Willen nicht eine Frage über Susanne Bennett hätte einschieben können; aber sie hielt es auch für rathsamer, ruhig zu warten, bis das Essen vorüber und Barker verschwunden sein würde.

Die junge Frau war kein sehr „durchsichtiger“ Charakter. Sie verstand es besser als die meisten Menschen, nur ihr eigener Vertrauter zu sein. Theils war es eine Gewohnheit, die sie in ihrem früheren einsamen Leben angenommen, in dem die Verhältnisse sie gezwungen, über alle Vorgänge das tiefste Schweigen zu bewahren, theils lag es in ihrer eigenen kräftigen Natur, die es durchaus nicht erforderte, ihre Gefühle über Alles und zu Jedem übersprudeln zu lassen, wie es die Weise von schwächeren, aber trotzdem sehr liebenswürdigen Frauen ist. Wenn aber Christine auch schweigen und ein Geheimniß tief und

heilig zu wahren vermochte, und zwar in einer Art, daß man gar nicht vermuthete, es sei ein Geheimniß vorhanden, so haßte sie andererseits wieder jede unnütze Heimlichthuerei und kleine Hehlereien entschieden. Sie konnte ihr Gutes nicht einsehen; ihr schienen sie nur kleinliche Thorheiten beschränkter Naturen. Sie hatte keine Geduld mit solchen nutzlosen Heimlichkeiten und machte sich kein Gewissen daraus, sie ans Licht zu ziehen.

Sobald sie allein mit den beiden Damen war, sagte Christine ohne das geringste Zögern oder Gekränktsein offen und ruhig zu Tante Henriette:

„Ich begegnete Fräulein Bennett heute in der Halle. Weshalb theilten Sie es mir nicht mit, daß Sie und Tante Marie für Letitia eine Lehrerin gewählt haben?"

Die allerklügsten Menschen werden oft durch eine einfache directe Frage am meisten in Verlegenheit gesetzt. Tante Henriette erröthete — ja wirklich, sie erröthete bei dieser Frage.

„Ja, wir wählten eine Lehrerin. Wir konnten nicht anders, da Sie so ganz durch Arthur in Anspruch genommen waren. Ich muß übrigens sagen" — sie gewann die verlorene Fassung wieder und ging von der Vertheidigung zum Angriff über — „daß die Art, wie Sie sich zur Sklavin dieses einen Kindes machten und darüber alle Ihre sonstigen Pflichten versäumten, mindestens —"

„Davon wollen wir jetzt nicht sprechen, bitte! Ich möchte nur etwas Näheres über Fräulein Bennett hören und auf welche Empfehlungen sie ins Haus kam?"

Christine sprach sanft und ruhig; nur bemüht, die gewünschte Auskunft zu erhalten, vermied sie sichtlich jede

Gelegenheit, beleidigt zu sein oder zu kränken. Ihr war stets eine Aeußerung ihres Mannes im Gedächtniß, der, obgleich er ein Geistlicher war, nicht oft die Worte der Bibel brauchte, jedoch nach ihnen lebte: „So viel an Dir liegt, bleibe in Frieden mit allen Menschen“. Oft fragte sie sich mit einem Anfluge trauriger Ironie, ob man wohl immer und unter allen Verhältnissen mit jeder Frau in Frieden leben könne.

Ach, mit diesen ihren Hausgenossinnen, oder wenigstens mit der einen, war es unmöglich, denn Tante Marie bildete ja nur das Adjectiv zu dem sehr entschiedenen Hauptwort: „Fräulein Henriette“, die auch jetzt sich mehr und mehr zu dem bevorstehenden Kampfe rüstete.

„Entschuldigen Sie, Frau Grey, aber ich sehe durchaus nicht ein, wer Ihnen das Recht gibt, mich auszufragen, oder weshalb ich Ihnen antworten sollte. Bin ich etwa nicht fähig, die Erziehung der Kinder meiner eigenen Schwester zu leiten und zu überwachen, welche, seit dieselbe starb, meiner Obhut und Pflege anvertraut waren, und an denen Sie, wie ich glaube, nie viel Interesse nehmen werden.“

Dies zu hören, nach dem, was sie für Arthur gethan, nachdem sie den Knaben gleichsam dem Leben wiedergegeben und noch lange, lange seine Stütze sein mußte! Aber gerade das süße Bewußtsein der Wahrheit gab ihr Kraft, alle die falschen Anschuldigungen zu ertragen, die sich überdies noch in sich selbst widersprachen, da Tante Henriette sich nicht die Mühe gab, dergleichen zu bedenken. Lose Zungen reden viel, was sie nicht verantworten können.

„Ob ich Liebe und Theilnahme für die Kinder hege, will ich hier nicht weiter berühren, kann ich Beides nicht durch etwas Besseres als Worte beweisen, so möchten auch diese nutzlos sein. Ich wünschte nur deutlich zu machen, daß ich es gern gesehen, wenn man mich befragt, ehe Fräulein Bennett engagirt wurde, denn ich fürchte, sie ist keine Persönlichkeit, welche ich gewählt haben würde.“

„Wirklich! Und bitte, aus welchem Grunde nicht, wenn ich fragen darf? Sie ist eine durchaus anständige junge Person, die ihre Stellung kennt. Die große Aufmerksamkeit, mit der sie all meinen Rathschlägen lauscht, die Rücksicht, mit welcher sie mich behandelt, haben mir viel Vertrauen zu ihr eingeflößt; um so mehr weil sie, wie ich schon einmal erwähnte, ihre Stellung nicht verkennt. Sie ist zufrieden, eine Lehrerin zu sein, und gibt sich nicht für eine Dame aus, ist auch nicht so anmaßend, zu verlangen, als solche behandelt zu werden.“

Diese Beleidigung war durch ihre Absichtlichkeit zu stark, um sie mit Schweigen zu übergehen.

Christine sagte fest und stolz: „Fräulein Gascoigne, da Sie mich hier als Hausfrau am Tische meines Gatten sehen, so muß ich Sie bitten, in Ihren Bemerkungen etwas vorsichtiger zu sein. Ich bin auch Lehrerin und Erzieherin gewesen, doch es kam mir nie in den Sinn, trotzdem etwas Anderes als eine Dame zu sein.“

Es folgte ein tödtlich-banges Schweigen, während dessen Tante Marie flehentliche Blicke auf Fräulein Henriette richtete, die selbst zu fürchten schien, etwas zu weit

gegangen zu sein, denn sie suchte sich mit den Worten zu entschuldigen, daß verschiedene Menschen ja auch eine verschiedene Art und Weise hätten.

„Das ist es gerade; und ich wollte soeben bemerken, was Sie auch schon erwähnten und was mir ein Hinderniß scheint, um Titia dieser Lehrerin anzuvertrauen. Wenn sie selbst keine feingebildete Dame ist, wie kann sie unser kleines Mädchen zu einer solchen erziehen?“

„Unser kleines Mädchen.“

„Ja, unser“, die heißen Thränen stiegen in Christinen empor, wurden jedoch unterdrückt. „Meine kleine Tochter eigentlich, denn sie ist als meines Gatten Kind mein; und ich wünsche, daß sie in jeder Hinsicht so werde, um ihm Freude und Ehre zu machen. Ich wiederhole noch einmal, man hätte mich bei der Wahl ihrer Erzieherin befragen müssen.“

Sie hielt inne, denn bei einem zufälligen Blick aus dem Fenster — draußen lag das schwache Dämmerlicht der zunehmenden Frühlingstage noch in den Kreuzgängen — schien es Christinen, als bemerkte sie eines Kindes Gestalt, die sich scheu von Pfeiler zu Pfeiler schlich. Konnte es Titia sein? Ja, sie war es, und sie hatte sich schon durch zwei Seiten der Kreuzgänge nach dem Thorbogen, welcher zu der Nußbaumallee führte, hingestohlen.

Ohne den Tanten ein Wort zu sagen — Christine würde Keinen, weder ein Kind noch selbst einen Dienstboten ohne die entschiedensten Beweise angeklagt haben — ging sie nach ihrem eigenen Zimmer hinauf, von dem aus man die Allee und den von Nußbäumen umstandenen Platz genau übersehen konnte. Es war ganz still und menschen-

leer dort, und in dem schwachen Dämmerlichte bemerkte sie endlich drei Figuren, zwei große und eine kleine, die immer auf- und abgingen. Wahrscheinlich waren es Susanne Bennett, ihr Liebhaber und Titia, die ihre Lehrerin mitgenommen hatte, ihr, wenn die Zusammenkuuft entdeckt würde, als „Anstandsdame“ zu dienen.

Trotz Allem war aber die Dämmerung schon zu dicht, als daß man noch genau die Gestalten erkennen konnte, und auf einen Verdacht hin einen Diener abzuschicken, würde die kleine Titia nur in Ungelegenheiten gebracht haben, auch widerstrebte es Christinen's Großmuth, eine Mitschwester Angesichts ihrer Schülerin zu beschämen, überdies eine arme, freudenlose, alleinstehende Lehrerin, die vielleicht mit ihrem verlobten Bräutigam einen ganz harmlosen Spaziergang machte, wie ja jedes Mädchen das Recht hat zu thun.

„Die Liebe ist so süß, das Leben so bitter! Ich will nicht hart gegen das arme Mädchen sein!“ dachte Christine. „Was geschehen muß, soll durch mich gethan werden und Keinen verletzen.“

Schnell nahm sie Hut und Shawl und war eben im Begriff, aus der Thür der Halle zu eilen, froh, daß Barker sich nicht auf seinem Posten befand, als sie Titia begegnete, die ganz verstohlen, nicht durch den Haupteingang, sondern durch eine Glasthür, welche hinten nach dem Garten führte, sich einschleichen wollte. Zu diesem Garten gab es nur noch einen Eingang, eine kleine Pforte, nach der Nußbaumallee hinausgehend und zu welcher Barker gewöhnlich den Schlüssel hatte. Jetzt aber hielt ihn Letitia in der Hand. Beim Anblick ihrer

Stiefmutter erschrak dieselbe entsetzlich, und versuchte rasch eine Seitentreppe zu gewinnen.

„Titia, komm her! Sage mir, wo Du so ganz allein, ohne Phillis gewesen bist, und nachdem ich gewünscht, Du mögest heute nicht mehr ausgehen?“

„Ich wollte nur Arthur einen Krokus holen.“

„Wo ist die Blume?“

„Ich — verlor sie.“

„Und dieser Schlüssel, wozu brauchtest Du ihn?“

„Ich — ich weiß es nicht.“

Die Lügen reichten nicht aus; vielleicht auch waren es nicht lauter Lügen, es konnte Wahres dabei sein. Das Kind ließ den Kopf hängen und begann zu weinen. Es schien noch nicht ganz verdorben.

„Komm her zu mir!“ sagte Christine ernst und traurig, und führte sie nach der Glasthür, damit so viel es noch von Licht gab auf ihr Antlitz fiel. „Ich will sehen, ob Du die Wahrheit gesprochen. Aengstige Dich nicht, ist dies geschehen, werde ich Dich nicht strafen. Und was Du überhaupt gethan haben magst, ich will nicht hart gegen Dich sein, wenn Du nur jetzt noch die reine Wahrheit sagst. Titia, ein kleines Mädchen wie Du hat nicht nöthig, gleich einem Diebe sich aus ihres Vaters Hause zu stehlen und wieder scheu zurückzuschleichen. Gestehe mir gleich, wo Du gewesen bist und mit wem Du zusammen warst!“

Das Kind brach in Thränen aus und erwiderte schluchzend:

„Ich traue mich nicht, es zu erzählen. Phillis wird mich schlagen. Sie sagte, sie würde es thun, wenn ich

die Kinderstube verließe, während sie unten mit Barker und der Köchin Thee tränke. Und ich glaubte, ich könnte vielleicht unbemerkt zehn Minuten zu Fräulein Bennett hinlaufen, die mein Kommen so sehr wünschte."

„Du warst also mit Fräulein Bennett draußen. War noch Jemand bei Euch?"

„Nur ein Herr", antwortete Letitia, die Augen senkend und erröthend, mit jenem frühreifen Verständniß, welches bei einem Kinde einen so peinlichen Eindruck macht.

„Wie heißt der Herr?"

„Ich weiß nicht. Fräulein Bennett nannte ihn nicht. Sie sagte nur, es sei ein Freund von ihr, der kleine Mädchen wohl leiden möge, und wenn ich hinauskommen könne, ohne daß Phillis oder sonst Jemand es merke, und mit ihnen spazieren ginge, dann wolle sie mir meine schwersten französischen Aufgaben erlassen. Und so — so that ich es. — O, verbirg mich, schütze mich, da kommt Papa durch die Thür der Halle und dort Tante Henriette aus dem Eßzimmer, und sie glaubt mir niemals, selbst wenn ich die Wahrheit rede. Laß mich fort — bitte, laß mich fortlaufen!"

Des Kindes Angst war so groß, daß nichts Besseres geschehen konnte, als nachzugeben; Christine ließ ihre Hand los und sie entfloh.

„Titia, Titia!" rief der Vater. „Christine, was ist geschehen? Weshalb weinte meine kleine Tochter?"

Jetzt war es nicht mehr möglich, den häuslichen Sturm zu vermeiden, selbst wenn es Christine gewünscht, was aber nicht der Fall war. Sie fühlte, es sei dies eine so wichtige Sache, daß ein Verschweigen nicht nur

nicht zulässig, sondern geradezu unrecht gewesen wäre. Sowohl Ihr Mann als Fräulein Henriette mußten die Wahrheit erfahren.

„Papa's kleine Tochter ist sehr unartig gewesen, doch Andere sind mehr zu tadeln als sie. Komm hinein; wollen Sie uns begleiten, Tante Henriette, dann werde ich Alles erzählen.“

Sie that es so kurz als möglich; und dabei erfuhr Christine etwas, das sie zwar mit Schweigen überging, was sie aber trotzdem freute; auch ihren Mann hatte man bei der Wahl der Lehrerin nicht befragt; so war sie von ihm doch bei einer so wichtigen Sache nicht übergangen worden.

„Ich wollte es Ihnen heute mittheilen, Schwager, nachdem ich sie bis jetzt nur zur Probe angenommen hatte“, sagte Fräulein Henriette übellaunig. „Sie ist mir auf das Beste empfohlen worden, und ich glaube kein Wort von der ganzen Geschichte. Das heißt — sie schien auf einmal die Bedeutung des Gesagten zu verstehen — das heißt, ehe ich nicht vollgültige Beweise habe.“

„Beweise!“ wiederholte Doctor Grey erstaunt. „Sie haben die Aussage meiner Frau und meiner Tochter.“

„Ihre Tochter ist eine Erzlügnerin, ich kannte kaum je eine schlimmere.“

Der arme Vater zuckte zusammen. Vielleicht wußte er aus Erfahrung, daß, wenn Tante Henrietten's Anschuldigung auch übertrieben, sie doch nicht grundlos war. Es lag ein so tiefer Schmerz auf seinem Angesicht, daß Christine vortrat und bestimmt, fast ärgerlich sagte:

„Die Furcht macht zum Lügner, wie Härte und Un-

gerechtigkeit zu unerlaubten Heimlichkeiten treiben. Man liebe ein Kind und traue ihm, und wenn es unrecht thut, strafe man es, doch mild, nicht voll Grausamkeit, dann wird es niemals lügen. Titia wird es ferner nicht, soll es nicht, so lange ich lebe und sie bei der Wahrheit erhalten kann."

Doctor Grey schaute voll Bewunderung und Liebe auf seines Weibes junges Antlitz, das im Eifer des Rechtes und der Liebe glühte, und selbst Fräulein Henriette, die so engherzig und weltlich war, schien einen Moment bewegt und schwieg. Dann aber ergoß sie sich in einen Strom von Erklärungen und Darlegungen, nach denen sie natürlich wieder auf das Weiseste gehandelt hatte; endlich schloß sie mit der einfachen Frage, was nun geschehen solle?

„Mich fragt nicht", fuhr Fräulein Henriette fort. „Ich thue nichts mehr in der Sache. Wenn die Geschichte wahr ist und die junge Person sich so unpassend benehmen konnte, so würde es sich für mich nicht schicken, damit etwas zu thun zu haben, und wenn ich sie ohne Grund beschuldigte, käme ich in eine unangenehme Lage. Da Sie, Frau Grey, sich in die Angelegenheit gemischt haben, so mögen Sie dieselbe nun auf Ihre Verantwortlichkeit zu Ende führen. Wenn Sie irgend einen Groll gegen Fräulein Bennett hegen, was ich eingedenk Ihrer früheren Stellung nicht erwartet hätte, so mögen Sie nun ganz nach Ihrem Gefallen handeln. — Aber mein Himmel, wie schnell die Zeit entflieht. Komm, Marie, es wird mir kaum möglich sein, zur bestimmten Stunde mit meiner Toilette fertig zu werden."

Mit diesen Worten schritt Fräulein Henriette würdevoll hinaus, ihre Kleider hinter ihr herrauschend. Tante Marie folgte mit einem flehenden Blick auf ihren „lieben Arnold“, und die Gatten blieben allein.

Doctor Grey warf sich in seinen Armstuhl und in seinem Gesicht wurde wieder jene matte, erschöpfte Ausdruck bemerkbar, der Christinen in letzter Zeit mehrmals aufgefallen war und deutlich zeigte, daß er kein junger Mann mehr sei, und sein Leben mehr an schweren Erfahrungen als Jahren zähle.

„Meine Liebe, ich wünschte wohl, Ihr Frauen könntet diese häuslichen Angelegenheiten unter Euch abmachen. Wir Männer haben schon genug andere Plage, es ist schwer, auch diese noch zu tragen.“

Ja, es war schwer und hart. Christine machte sich ordentlich Vorwürfe, als wenn sie die Ursache gewesen zu der ersten Klage, die sie ihren Mann jemals aussprechen hörte und die er augenblicklich zu bereuen schien.

„Damit meine ich nicht, daß Du, mein geliebtes Weib, mir dies verbergen solltest, ich mußte es erfahren. Es kommt Alles von meiner Schwägerin her. Oft wünschte ich sie — doch sie ist Tante Henriette und wir müssen suchen, mit ihr fertig zu werden, so wie ich es nun schon seit beinahe zwanzig Jahren thun mußte.“

„Und weshalb thatest Du es?“ fragte Christine unwillkürlich. Das Gefühl des Widerstandes gegen Ungerechtigkeit und Härte, das gerade in der Jugend so heiß emporwallt, war auch in Christinen noch nicht zur Ruhe gebracht. Es reizte sie fast bis zur Entrüstung, denn auch sanfte Charaktere können empört werden, einen so

braven, edlen Mann wie Doctor Grey durch eine engherzige und böswillige Frau beherrscht und täglich gekränkt zu sehen. „Ich habe mich häufig über Deine Geduld gewundert und daß Du ihr so viel und oft vergeben kannst."

„Siebenzigmal siebenmal!" war die ruhige Antwort, welche Christinen stumm und ernst machte. „Aber", fügte er lächelnd hinzu, „das Vergeben einer Sünde gegen uns selbst bedingt nicht, daß man auch die gegen einen Anderen verzeihe. Sobald Henriette noch einmal so zu Dir spricht, wie sie heute that, werden wir einen ernstlichen Streit mit einander haben."

„Nein, bitte nein! Nicht meinethalben. Ich möchte lieber sterben, als Unfrieden in dies Haus bringen."

„Mein liebes Kind, es stirbt sich nicht so leicht. Der Mensch muß leben und dulden. Worüber sprachen wir doch gleich? Ich vergaß es. Mir scheint, als vergäße ich jetzt recht oft etwas;" und Doctor Grey strich mit der Hand über seine Stirn. „Ich bin nicht mehr so jung wie Du, mein Liebling, und obgleich mein Leben äußerlich klar und ruhig dahinzufließen schien, hat es doch Stürme gekannt. Auch heute habe ich manche Unannehmlichkeiten gehabt, dies muß mich entschuldigen, daß ich so unliebenswürdig bin."

„Unliebenswürdig!" wiederholte Christine mit einem leisen, doch etwas gezwungenen Lachen, und dann fügte sie mit einer seltsamen, aber unendlich anmuthigen Schüchternheit hinzu: „Ich wünschte, Du vertrautest mir, was Dir geschehen. Wohl weiß ich, daß ich jung und unerfahren bin, aber vielleicht könnte ich Dir doch helfen."

Er blickte sie ernst und prüfend an, dann sagte er mit

einem Seufzer: „Nein, mein Kind, Du kannst mir nicht helfen. Die Sache betrifft Andere, nicht mich, und ich fürchte, ich darf nicht einmal zu Dir davon sprechen. Es ist Jemand nach Avonsbridge zurückgekommen, der, wenn ich glauben könnte, einen Feind in der Welt zu haben — Aber da erzähle ich es nun doch."

„Laß gut sein, Du sollst nichts weiter sagen", rief Christine heiter. „Ueberdies glaube ich nicht, Du könntest in der ganzen Welt einen Feind haben. Jetzt theile mir Deine Meinung über die Sache mit Fräulein Bennett mit."

„Sage zuerst die Deinige!"

Christine sann nach. „Es scheint mir das Passendste, offen und ehrlich mit ihr zu sprechen, wenn sie morgen kommt."

„Und dann wirst Du sie entlassen?"

„Ich fürchte, es muß geschehen."

„Weil sie einen Liebhaber hat?" fragte Doctor Grey mit einem belustigenden Zwinkern seiner Augen.

„Nicht gerade darum, aber weil sie zu Titia darüber spricht und das Kind zu ihren eigenen selbstsüchtigen Zwecken benutzt. Findest Du mich zu hart? Ach, ich weiß, wohin dies führt. Fräulein Henriette sieht es nicht, doch ich sehe es. Sie denkt nur stets an den „äußeren Anstand", ich denke aber an etwas Tieferes und Edleres, an die ersten Begriffe, die ein Mädchen über solche Dinge empfängt. Es ist grausam, sie vor der Zeit aus ihrer Kindlichkeit zu reißen, und den Pflaum von dem Pfirsiche, den Duft aus der Rose zu nehmen, grausam, Weltlichkeit und Berechnung statt der Unschuld, und eingebildete Thor-

heit an Stelle einer einfachen, wahren und heiligen Liebe zu setzen. Noch jetzt möchte ich lieber sterben — Du wirst glauben, ich sei stets mit dem Sterben da — aber wirklich, ich würde lieber todt sein, als leben und über die Liebe so denken und fühlen, wie es so manche und durchaus nicht schlechte Frauen thun."

Christine hatte so eifrig gesprochen, daß sie kaum bedachte, was sie sagte, noch worauf es sich bezog, bis sie fast betroffen wurde, als sie ihres Mannes Augen fest auf sich gerichtet sah.

„Du brauchst nicht zu erschrecken", sprach er lächelnd. „Soll ich Dir ein Geheimniß vertrauen, Christine? Weißt Du, weshalb ich Dich liebte? Weil Du so ganz anders bist als andere Frauen, und mir die Träume meiner Jugend zurückbringst." Doch als hätte er zu viel gesagt, fügte er schnell hinzu: „Jetzt aber müssen wir Träume und Beschlüsse bei Seite lassen. Tante Henriette würde es uns nie vergeben, wenn wir zu dieser schrecklichen Abendgesellschaft zu spät kämen."

Ende des ersten Bandes.

Druck der Engelhard-Reyher'schen Hofbuchdruckerei in Gotha.

John Halifax, Gentleman. Aus dem Englischen von Sophie Verena. Autorisirte Ausgabe. Zwei Bände. 8. Geheftet. Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

Hawthorne, Nathaniel, Miriam, oder: **Graf und Künstlerin.** Nach dem Englischen: „Transformation". Deutsch von Clara Marggraff. Autorisirte Ausgabe. Drei Bände. 8. Geheftet. Preis 2 Thlr.

Herrin und Dienerin. Eine Erzählung aus dem häuslichen Leben von der Verfasserin von „John Halifax". Aus dem Englischen von Sophie Verena. Autorisirte Ausgabe. Zwei Bände. 8. Geheftet . . . . Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Kingsley, Henry, Ravenshoe, oder: **Der falsche Erbe.** Aus dem Englischen von Marie Scott. Autorisirte Ausgabe. Vier Bände. 8. Geheftet . . . . . . Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

Leben um Leben. Von der Verfasserin von „John Halifax". Aus dem Englischen von Sophie Verena. Autorisirte Ausgabe. Drei Bände. 8. Geheftet . . . . Preis 2 Thlr. 15. Ngr.

Melville, G. J. Whyte, Der Dolmetscher. Eine Kriegsgeschichte. Aus dem Englischen von Marie Scott. Drei Bände. 8. Geheftet . . . . Preis 2 Thlr.

— **Kate Coventry.** Roman. Aus dem Englischen von Marie Scott. 8. Geheftet . . . . Preis 25 Ngr.

— **Die Marien der Königin.** Ein Roman von Holyrood. Aus dem Englischen. Vier Bände. 8. Geheftet. Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

Norton, Caroline Elisabeth Sarah, Verloren und gerettet. Roman. Aus dem Englischen von F. Seybold. Autorisirte Ausgabe. Vier Bände. 8. Geheftet . . . . Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Ogilvies, oder: **Herzenskämpfe.** Roman von der Verfasserin von „John Halifax". Aus dem Englischen von A. Kretzschmar. Drei Bände. 8. Geheftet. . . . . Preis 2 Thlr.

Reade, Charles, Hart Geld. Roman. Aus dem Englischen von Marie Scott. Autorisirte Ausgabe. Sechs Bände. Preis 4 Thlr.

Trollope, Anthony, Orley-Farm. Roman. Aus dem Englischen von Clara Marggraff. Sechs Bände. 8. Geheftet. Preis 4 Thlr.

Wood, Frau Henry, Die Channings. Roman. Aus dem Englischen von A. Kretzschmar. Autorisirte Ausgabe. Vier Bände. 8. Geheftet . . . . Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

— **Drangsale einer Frau,** oder: **Die Halliburtons.** Roman. Aus dem Englischen von A. Kretzschmar. Autorisirte Ausgabe. Fünf Bände. 8. Geheftet . . Preis 3 Thlr. 10 Ngr.